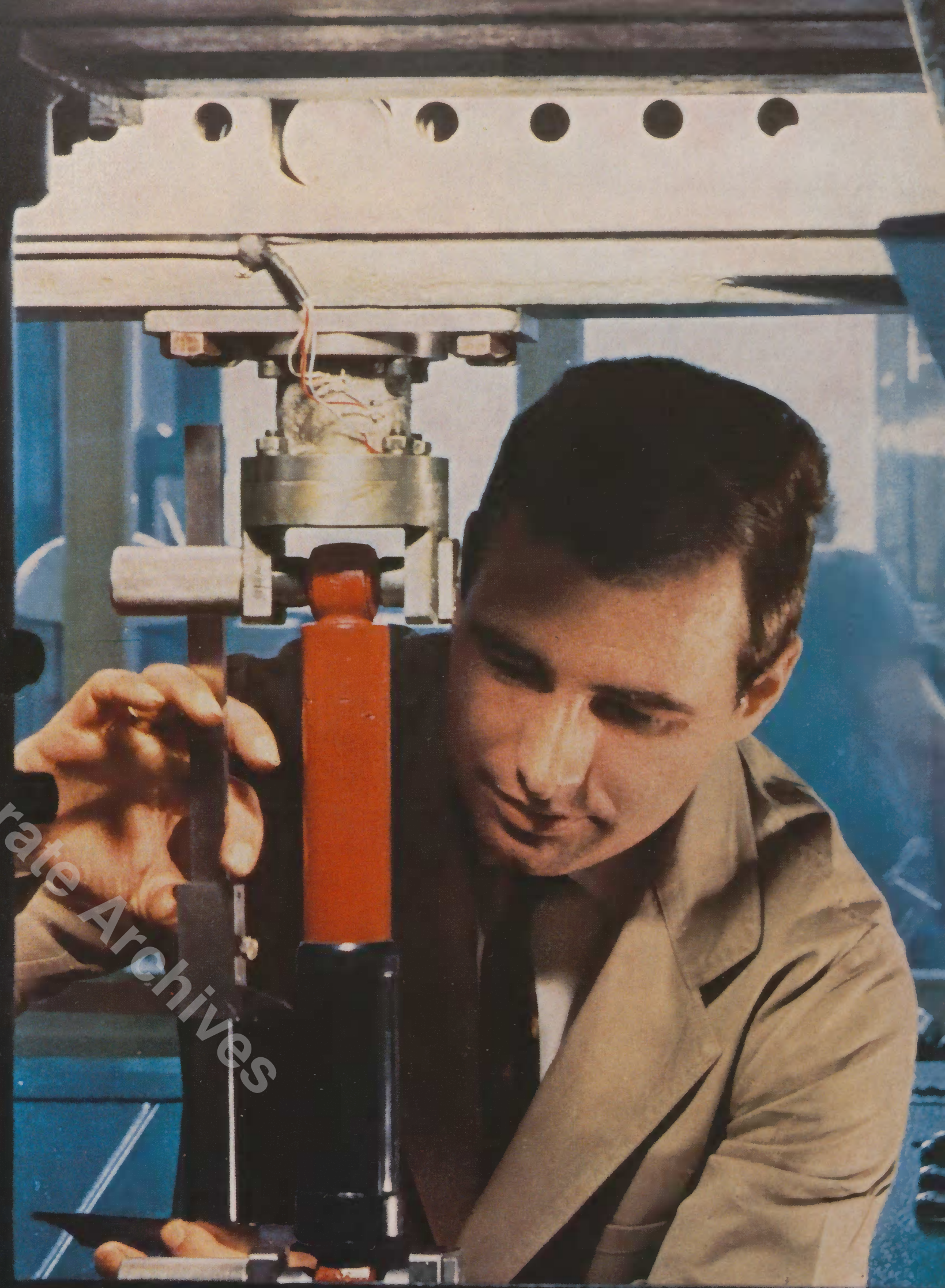




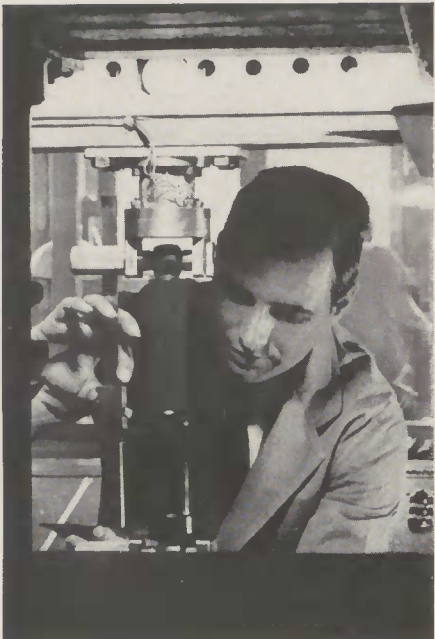
thyssenkrupp Corporate Archives



WERK und WIR
HOESCH AKTIENGESELLSCHAFT

8

1966



Titel- und Rückseite: Im Schwingungsinstitut der Hohenlimburger Walzwerke, in dem grundsätzliche Fragen der Federung und Dämpfung untersucht werden, mißt Leopold Baumann, ob ein zu prüfender Stoßdämpfer in die Einzelprüfmaschine richtig eingespannt ist. Die Arbeitsergebnisse des Instituts helfen, Federn und Dämpfer – und damit einige der wichtigsten Hoesch-Erzeugnisse – ständig zu verbessern. Auf der Rückseite ein Blick in die Blattfedernproduktion des Werkes Herbede.



Neue Formen der Zusammenarbeit in der Stahlindustrie

Nur wenige Wochen nach dem Zusammenschluß mit der Dortmund-Hörder Hüttenunion und mit der Koninklijke Nederlandsche Hoogovens en Staalfabrieken NV stehen wir vor einer neuen Form weitgespannter Zusammenarbeit: Wir beabsichtigen – wie in einem Aufsatz dieses Heftes ausführlich dargestellt –, mit anderen Unternehmen eines der vier Verkaufskontore zu bilden, in denen die deutschen Stahl-erzeuger künftig den Verkauf des Walzstahls zusammenfassen wollen.

Mit der beabsichtigten Bildung dieser vier Verkaufskontore findet in der Stahlindustrie eine Entwicklung ihren vorläufigen Abschluß, die in technischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten ihren Ursprung hat, über die wir an dieser Stelle wiederholt berichtet haben. Zusammengefaßt handelt es sich dabei um den von der modernen Technik ausgehenden Zwang zu immer größeren Produktionseinheiten für jeden Erzeugnisbereich. Die dazu erforderlichen hohen Investitionen machen es den Werken jedoch immer schwerer, in allen Bereichen dem technischen Fortschritt zu folgen. Die deutsche Stahlindustrie hat in den vergangenen Jahren dennoch nichts unversucht gelassen, diesen ständig wachsenden Anforderungen gerecht zu werden. So hat auch unser Unternehmen produktionstechnisch einen Stand erreicht, der den internationalen Vergleich nicht zu scheuen braucht. Darüber hinaus hat sich gerade Hoesch seit Jahren darum bemüht, verschiedene Wege der Zusammenarbeit mit anderen Unternehmen zu suchen und zu beschreiten. Erinnern wir uns nur an die ersten Übereinkünfte zwischen Hoesch und der Hüttenunion, die mehr als ein Jahrzehnt zurückliegen. Diese Zusammenarbeit hat sich ständig weiter vertieft und in diesem Jahre zum inzwischen von der Hohen Behörde genehmigten Zusammenschluß mit der Hüttenunion und mit Hoogovens geführt.

Gleichwohl ließen der Zwang, sich an die schnell fortschreitende technische Entwicklung anzupassen, und die Grenzen, auf die die bisher geübte Zusammenarbeit stieß, in den vergangenen Jahren Überkapazitäten entstehen, die wir uns nicht leisten können, weil bei dem herrschenden Kapitalmangel in der Bundesrepublik alle Investitionen voll zum Tragen kommen müssen. Zusammen mit kräftigen Produktionsausweitungen in unseren Partnerländern der Montanunion, deren Erzeugnisse unter ungleichen Wettbewerbsvoraussetzungen auf den deutschen Markt drängen, sowie den Importen aus Drittländern, verfielen die Erlöse, während die Kosten zugleich stiegen.

Angesichts dieser Lage reichen die bisherigen Formen der Zusammenarbeit zwischen einzelnen Unternehmen, so notwendig sie nach wie vor sind, nicht mehr aus. Sie müssen durch weitgreifende Formen ergänzt werden, die unsere Wettbewerbsfähigkeit auf dem Markt kräftigen helfen. Wir hoffen, dieses Ziel durch unsere Zusammenarbeit in einem der vier Walzstahl-Verkaufskontore zu erreichen, die die Unternehmen der deutschen Stahlindustrie bilden wollen. Wir erwarten, daß die verringerte Zahl der Anbieter – an die Stelle der Verkaufsabteilungen von 31 Unternehmen treten vier Verkaufskontore – helfen wird, die Preise zu stabilisieren, überschaubarer zu gestalten und damit eine bessere – auch von unseren holländischen Freunden begrüßte – Ordnung auf dem Stahlmarkt zu erzielen. Außerdem verfügen wir gemeinsam mit unseren Vertragspartnern über ein noch abgerundeteres Angebot, als Hoesch und die Hüttenunion bereits vorweisen können. Der gemeinsame Verkauf wird uns darüber hinaus bessere Möglichkeiten als bisher bieten, die Produktion vor allem auf solche Fertigungsanlagen zu verlagern, die am günstigsten arbeiten. Werden aber alte Straßen stillgelegt und wird die Erzeugung zugleich auf modernen Anlagen zusammengefaßt, muß es gelingen, den steigenden Kosten Einhalt zu gebieten und die international überhöhten Kapazitäten an die Nachfrage anzupassen.

Die deutsche Stahlindustrie schlägt also mit der geplanten Gründung der Verkaufskontore, die untereinander konkurrieren werden, einen Weg zur Selbsthilfe ein, der das Ziel hat, die eigene Wettbewerbskraft zu stärken. Hoesch und die mit uns vereinigte Hüttenunion sehen diesem bedeutsamen Schritt in die Zukunft hoffnungsvoll und gut gerüstet entgegen.

Dr. Willy Ochel

Inhalt

- 271 Das Hoesch-Schwingungsinstitut:
Hoesch hilft besser und sicherer fahren
- 276 Kaiserstuhl wird ausgeraubt
- 280 Vier Verkaufskontore für den deutschen Stahl
- 281 Passiert – notiert – fotografiert
- 281 Heinrich Hölscher wird Arbeitsdirektor
- 282 Menschen wie du und ich:
Industriekaufmann im Verkauf
- 284 10 Jahre Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft
- 286 Wissenswertes auf einen Blick □
- 287 Es geschah vor dreißig Jahren □
- 295 Wir lasen für Sie
- 296 Die Demokratie und ihre Demokraten □
- 298 Arbeitsordnung –
Grundlage reibungsloser Zusammenarbeit (8)
- 299 Vor zehn Jahren berichtete WERK UND WIR
- 300 Sprechstunde für Gesunde:
Iß das Natürliche so natürlich wie möglich
- 302 Jubilare
- 303 Fotowettbewerb

Unsere Werke und Gesellschaften

 Hoesch AG Bergbau Essen-Altenessen	 Hoesch Bergbautechnik GmbH Dortmund
 Hoesch AG Westfalenhütte Dortmund	 Hoesch Werk Federstahl Kassel
 Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg	 Hoesch Eisenhandel mbH Dortmund
 Hoesch AG Rohr- und Bauteilwerk Hamm	Hoesch Eisenhandel mbH Niederlassung Bremen
 Schmiedag Aktiengesellschaft Hagen i. Westf.	 Hoesch Reederei und Kohlenhandel GmbH Essen
 Hoesch Maschinenfabrik Deutschland AG Dortmund	 Schiffswerft Gustavsburg GmbH
 Trierer Walzwerk Aktiengesellschaft Wuppertal-Langerfeld, Trier	 Hoesch Düngerhandel GmbH Dortmund
 Döhner AG Letmathe	 Hoesch Export GmbH Dortmund
 Dörken Aktiengesellschaft Gevelsberg	Hoesch Export GmbH Oficina de Madrid
 Schwinn Aktiengesellschaft Homburg/Saar	 Hoesch Argentina S.A. Industrial y Comercial Buenos Aires
 Schwinn Sàrl Hénin-Liétard	 Hoesch Limited London
 Dittmann & Neuhaus AG Herbede-Ruhr	 Hoesch Italiana S.p.A. Mailand
 Rheinischer Vulkan, Chamotte- und Dinaswerke mbH Oberdollendorf a. Rhein	 American Hoesch Inc. New York
 Hoesch Drahtseilwerke GmbH Dortmund	 Hoesch France Sàrl Paris
 Hoesch Hammerwerk Ruegenberg GmbH Olpe i.W.	Industriewerte AG Dortmund
 Dortmunder Plastik GmbH Dortmund	Gesamtbelegschaft 49000

WERK und WIR

Eine Zeitschrift für die Mitarbeiter der Hoesch Aktiengesellschaft. Herausgeber: Hoesch Aktiengesellschaft, Dortmund.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft: Dr. jur. Harald Koch. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötling. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: dumont presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe BERGBAU, Seiten 87 bis 92: Josef Ganster. Redaktion: Erhard Jahn und Rolf Grötling. Graphische Gestaltung: Harry Esser, Dortmund. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon: 8041. Fernschreiber 0822 294/0822 123. Druck: dumont presse, Köln.

Verantwortlich für WERK UND WIR Hoesch Aktiengesellschaft Ausgabe WESTFALEN-

HÜTTE, Seiten 213 bis 240: Walter Hölkeskamp. Redaktionsleitung: Johannes Holschen. Anschrift der Redaktion: Dortmund, Eberhardstraße 12. Telefon 8041. Fernschreiber 0822 123/0822 294. Druck: Westfalendruck, Dortmund.

Nachdruck von Beiträgen dieses Heftes honorarfrei gegen Quellenangabe und zwei Belegexemplare gestattet, ausgenommen die im Inhaltsverzeichnis mit  gezeichneten Berichte und die Beiträge auf dem Werkdruckblatt. WERK UND WIR erscheint monatlich und wird kostenlos an alle Belegschaftsmitglieder abgegeben.

Bildnachweis: Titelseite: Erich Kreuzner, Rückseite: Hans-Joachim Multhaupt, beide Dortmund. Farblinnenseiten: Manfred Kampmann und Erich Kreuzner, beide Dortmund. Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Fotoabteilung Hoesch AG; Fotostelle Westfalenhütte; Hans-Helmut Bauer, Düsseldorf; Horst Bohm, Dortmund; dpa, Düsseldorf; Dr. L. v. Endrefy, Essen; Martin Frank, Gelsenkirchen; Günther Pesch, Hamm; Hermann Pölking, Recklinghausen; Ullstein-Bilderdienst, Berlin; und Werk- und Privat-aufnahmen. Zeichnungen: Hans Geisen, Dortmund, und Ulrik Schramm, Feldafing.

HOESCH hilft besser und sicherer fahren



Ein Besuch im Hoesch-Schwingungs- institut in Hohenlimburg

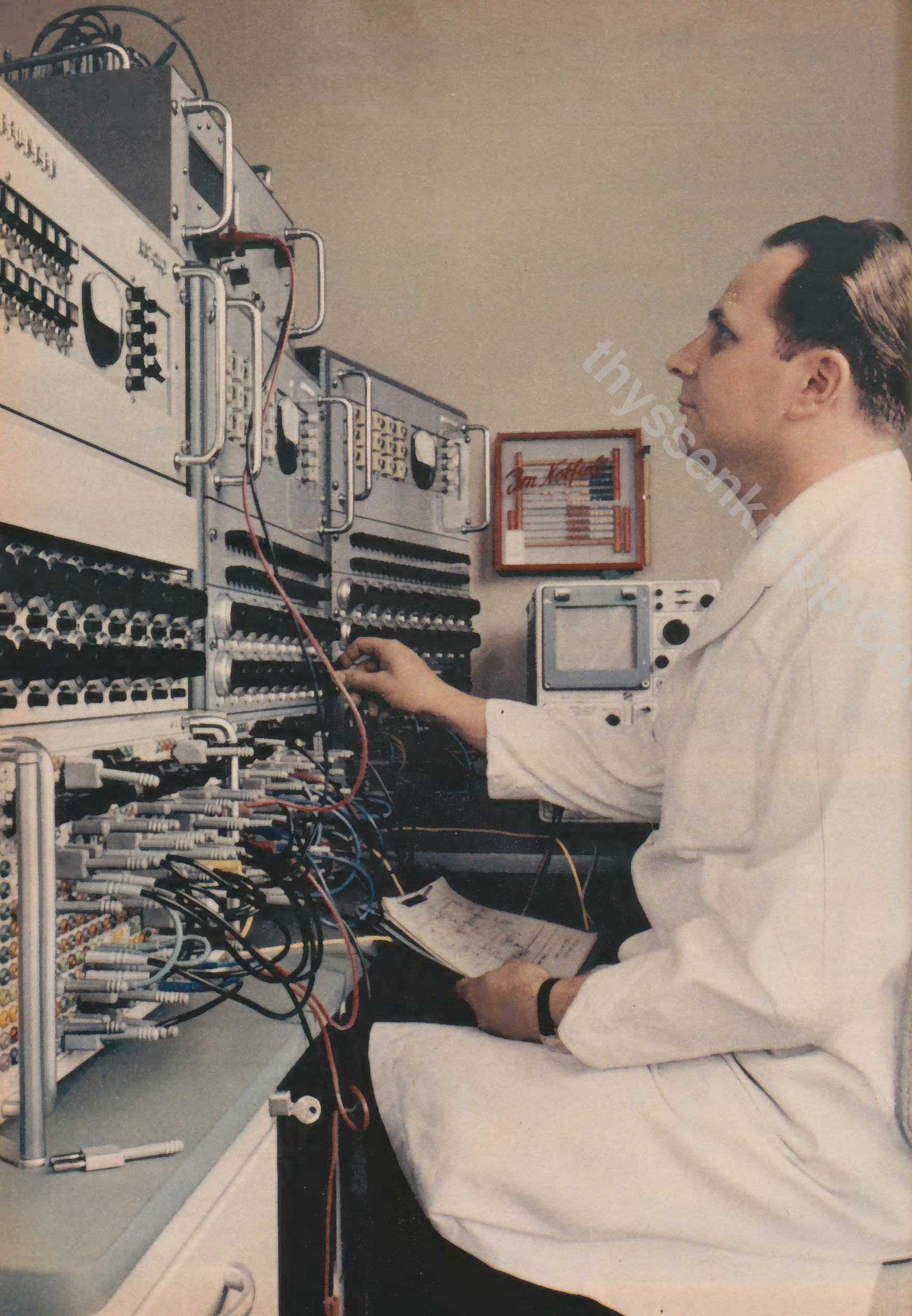
Sicherlich wissen die meisten unserer Leser, daß bei Hoesch täglich tausende Federn und Stoßdämpfer hergestellt werden. Daß Hoesch aber auch über ein eigenes Institut für Schwingungstechnik verfügt, in dem die grundsätzlichen Probleme der Federung und Dämpfung untersucht werden, ist gewiß nur wenigen Mitarbeitern bekannt.

Dieses Institut, zu dem auch die Entwicklungs- und Konstruktionsabteilungen in den Betrieben gehören, wurde 1963 von den Hohenlimburger Walzwerken ins Leben gerufen. Ein Dutzend Ingenieure und Konstrukteure und ebenso viele Facharbeiter beschäftigen sich hier ausschließlich mit Fragen der Schwingungstechnik. Sie prüfen, wie Automobilfedern am besten die

▲ Drei Ingenieure des Schwingungsinstituts – Friedhelm Fischer (stehend), Manfred Löhr (links) und Ernst Wüstenhagen – besprechen technische Einzelheiten bei der Entwicklung eines neuen Dämpfers

◀ Klaus Haltner und Bernd-Dieter Marke zeichnen im Konstruktionsbüro die ersten Versuchsmuster





Unebenheiten der Straße abfangen, und wie die von den Federn auf das ganze Fahrzeug übertragenen Schwingungen durch Stoßdämpfer am sichersten gedämpft werden. Das Ergebnis dieser Untersuchungen ermöglicht ihnen, schwingungstechnisch genau aufeinander abgestimmte Feder- und Stoßdämpferkombinationen zu entwickeln, die hohen Fahrkomfort, verbunden mit größter Fahrsicherheit bieten. Neben der Aufgabe, Federn und Dämpfer für die laufende Automobilproduktion und für geplante neue Modelle „optimal“ aufeinander abzustimmen, beschäftigen sich die Fachleute dieses Institutes aber auch damit, neuartige Feder-Dämpfer-Aggregate zu entwickeln, die – um nur ein Beispiel zu nennen – verhindern sollen, daß Personenwagen, wenn sie voll besetzt sind, an den Hinterrädern stärker als vorn einfedern. Damit soll verhütet werden, daß die bei der Belastung sich aufwärts richtenden Scheinwerfer Entgegenkommende blenden.

Ein elektronisches Modell des Fahrzeugs

All diese der Schwingungstechnik gestellten Probleme machen eine Unzahl schwieriger Rechnungen notwendig, die sogenannte „Analogrechner“ unseren Ingenieuren weitgehend abnehmen. An einem Analogrechner baut der Ingenieur ein elektronisches Modell des Fahrzeugs, indem er auf dem Steckbrett die einzelnen elektronischen Bausteine so hintereinander schaltet, daß die Schwingungen des wirklichen Fahrzeugs nachgeahmt werden. Bei der Entwicklung eines neuen Autos erhält unser Institut beispielsweise von der Automobilfabrik die für das Schwingungsverhalten des neuen Wagens notwendigen Daten. Sie werden in den Analogrechner eingegeben, und bald können unsere Ingenieure die ersten An-

gaben über günstige Feder- und Dämpferauslegungen machen. Ohne langwieriges Probieren sind sie in der Lage, gemeinsam mit den Konstrukteuren auf Grund der errechneten Kenndaten die ersten Versuchsmuster zu werfen.

Die Einzelteile dieser „Prototypen“ werden in der zum Institut gehörenden Werkstatt gedreht, gefräst, gehobelt, geschliffen, gebohrt, geschweißt und zusammengebaut. Die hohen Anforderungen an genaue und saubere Arbeit erfüllen unsere Facharbeiter gern, da es ihnen selber Spaß macht, vor immer neue Aufgaben gestellt zu werden.

Selbstgebaute Maschinen prüfen die Versuchsmuster auf Herz und Nieren

Auf den Zusammenbau folgen die Prüfungen, denen die Versuchsmuster auf Herz und Nieren unterzogen werden. Im Fahrversuch und mit Prüfmaschinen, die überwiegend selbst gebaut wurden, muß die neue Feder-Dämpfer-Kombination beweisen, was in ihr steckt. Am Anfang aller Prüfungen steht die selbst entwickelte Einzelprüfmaschine, auf der die neuen Federn, Stoßdämpfer oder Feder-Dämpfer-Kombinationen mit unterschiedlichen Hüben und Frequenzen „angeregt“ werden. Ohne den Antrieb stillsetzen zu müssen, kann der Hub des Stößels von 0 bis 100 Millimeter und die Antriebsdrehzahl von 24 bis 1200 Umdrehungen je Minute verändert werden. Will man beispielsweise wissen, wie ein Dämpfer auf einem schlechten Weg bei langsamer Fahrt wirkt, so stellt man einen großen Antriebshub und eine kleine Drehzahl ein. Interessieren die Bewegungen des Dämpfers bei schneller Fahrt, so muß man den Dämpfer am Prüfstand mit kleinen, viel schneller aufeinanderfolgenden Hüben anre-

gen. Speicheroszillographen – elektronische Meßgeräte, die Meßwerte sichtbar machen und aufzeichnen – halten alle Prüfungsergebnisse fest.

10 Millionen Schwingungen

Ist die erste Probe gut verlaufen, wird die neue Feder-Dämpfer-Kombination auf der ebenfalls selbst konstruierten Universal-Dauerlaufprüfmaschine eingespannt. Mit ihr wird der Verschleiß der Einzelteile und damit die Lebensdauer des Aggregates untersucht, so daß unsere Ingenieure schon nach kurzer Frist wissen, ob das Aggregat im Fahrzeug auch wirklich mehrere Jahre einwandfrei arbeiten wird. Von einem Dämpfer verlangt man beispielsweise, daß er zehn Millionen Schwingungen unbeschadet übersteht. Diese zehn Millionen „Lastwechsel“ erreicht die Prüfmaschine im ununterbrochenen Tag- und Nachtlauft nach etwa 220 Stunden. Dabei ist es notwendig, durch Luft- oder Wasserkühlung die Temperatur des Dämpfers auf 80 Grad Celsius zu halten.

Die Straße auf Magnetband

Hat das neue Aggregat auch die Dauerlaufprüfung erfolgreich bestanden, wird es in ein Versuchsfahrzeug eingebaut und im Fahrversuch gründlich erprobt. Da die überfüllten Straßen solche Versuchsfahrten stark beeinträchtigen, erfand man eine Möglichkeit, sie ebenfalls auf den Prüfstand in die Werkshalle

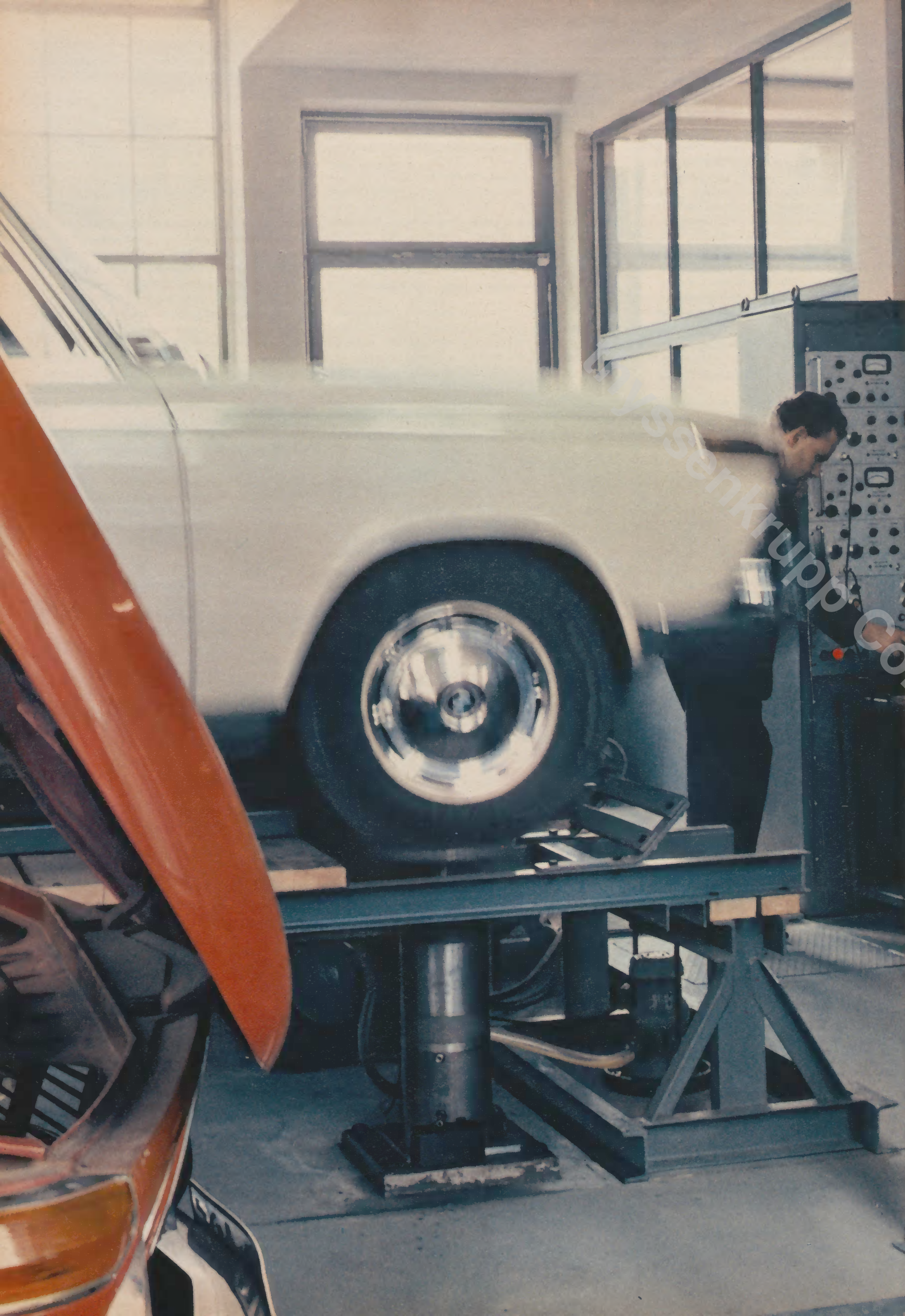
▼ Zu den erfahrenen Facharbeitern, die in der institutseigenen Werkstatt die Versuchsmuster neu entwickelter Dämpfer herstellen, gehören Erwin Hahn (links) und Fritz Soldan, der die Werkstatt leitet



▲ Leopold Baumann hat den Stoßdämpfer in die im Institut entwickelte Einzelprüfmaschine eingespannt

◀ Hat Heinz Holtei dem Analogrechner alle für das Schwingungsverhalten eines neuen Wagens notwendigen Daten eingegeben, errechnet die Elektronik, wie die Federn und Dämpfer am günstigsten ausgelegt werden müssen. Sollte das Gerät versagen, sorgt ein Rechenbrett (an der Wand) für den „Notfall“!!





zu verlegen. Der sogenannte „Hydropulser“ wurde entwickelt, auf dem ein vollständiges Fahrzeug durch gesteuerte Zylinder über die Räder in Schwingungen versetzt wird. Dabei kann man die Räder gleichmäßig anregen oder so abwechslungsreich, wie es durch die Fahrt über eine echte Landstraße geschieht. Dazu ist zuvor nur eine Versuchsfahrt notwendig, bei der alle Straßenunebenheiten elektronisch gemessen und auf Magnetband genommen werden. Dieses Band steuert später den Prüfstand in der Halle.

Mit der Hydropulsanlage kann man „Versuchsfahrten“ beliebig oft wiederholen, ohne daß wechselnde Umwelteinflüsse, wie Regen, Wind oder ausgebesserte Fahrbahndecken, die Bedingungen verändern. Außerdem braucht man die umfangreiche Meßelektronik nicht allzu leicht und raumsparend auszuführen und den ständigen Erschütterungen der Fahrt aussetzen. Allerdings kann das Hydropulsgerät nicht jeden Fahrversuch ersetzen, da der Einfluß des rollenden Rades oder die Fliehkraft bei der Kurvenfahrt nur unter Schwierigkeiten nachgeahmt werden können. So ergänzt immer der echte Fahrversuch den auf dem Prüfstand.

Mit dem Werkstattwagen unterwegs

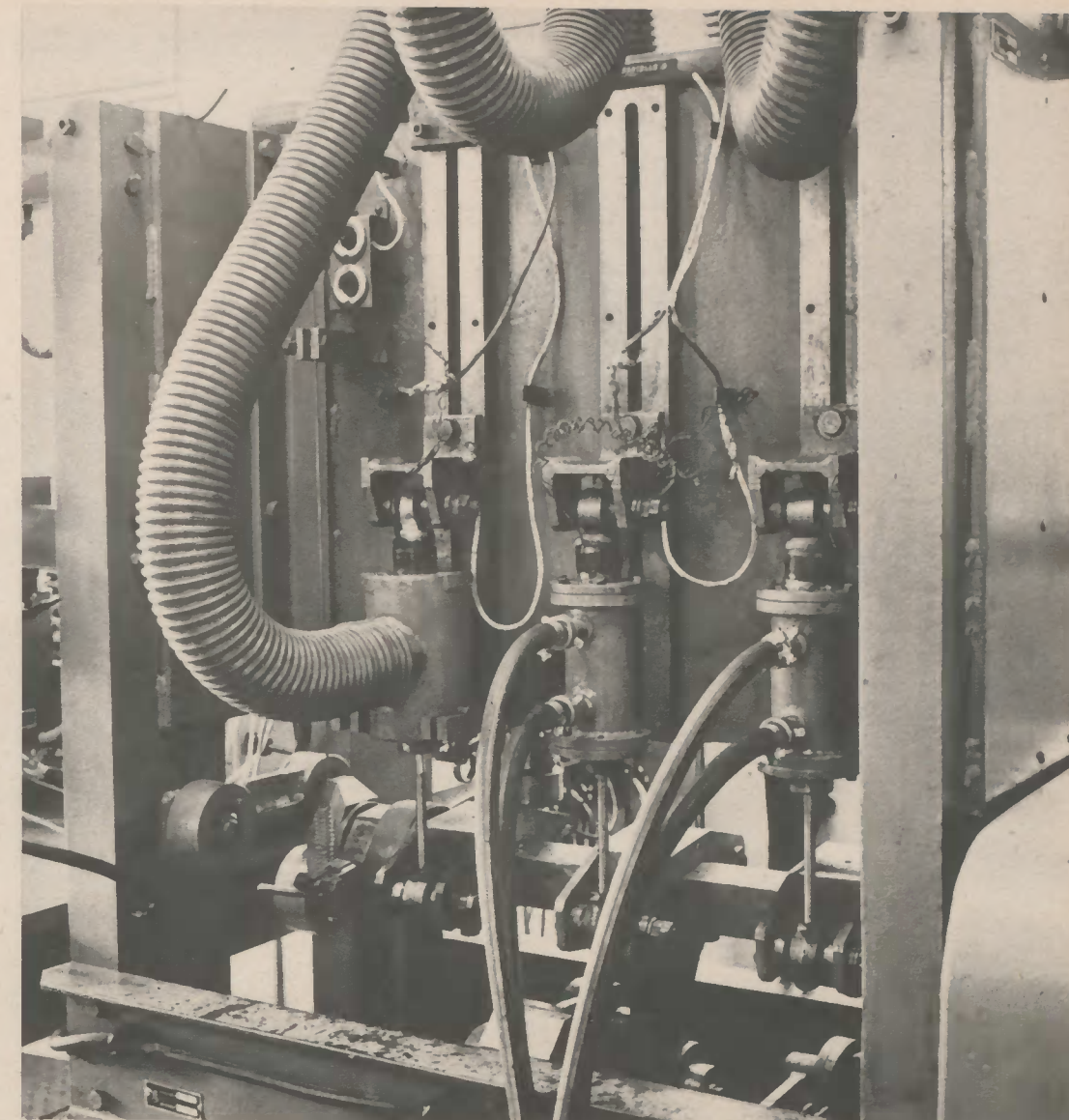
Im Meßlabor werten die Ingenieure die Ergebnisse aller Prüfungen aus, und die Konstrukteure verbessern die Versuchsmuster, bis sie den gestellten Anforderungen gerecht werden. Dann werden die Federn und Dämpfer – um unser vorhin gewähltes Beispiel fortzuführen – zu dem Automobilwerk geschickt, das einen neuen Wagen herausbringen will und das von unserem Institut Vorschläge für Federung und Dämpfung angefordert hat. Dort werden die Aggregate in das neue Modell eingebaut und noch einmal nach allen Gesichtspunkten genau überprüft. Danach ist meist noch eine letzte Abstimmung der Feder-Dämpfer-Kombination notwendig, die unser Institut mit Hilfe eines Werkstattwagens auf dem Versuchsgelände der Automobilfirma besorgt. Die Fachleute in dieser rollenden Werkstatt, die auch mit einer Feder- und Stoßdämpfer-Prüfmaschine ausgerüstet ist, geben dem neuen Aggregat an Ort und Stelle den letzten Pfiff.

So leistet Hoesch mit dem Institut für Schwingungstechnik einen wichtigen Beitrag, die Fahr-sicherheit der Automobile und die Annehmlichkeit des Fahrens stetig zu erhöhen. Die Arbeitsergebnisse des Institutes helfen also nicht nur, Federn und Stoßdämpfer und damit einige der wichtigsten Hoesch-Erzeugnisse ständig zu verbessern, sondern kommen letztlich jedem einzelnen Autofahrer zugute.

Bild rechts oben: Zehn Millionen Schwingungen müssen die Versuchsmuster auf der Universal-Dauerlaufprüfmaschine unbeschadet überstehen. Sechs Dämpfer, umgeben von zylinderförmigen Kühlmänteln (drei sind auf dem Foto sichtbar), werden im Tag- und Nachtlauftest geprüft

► Mit Hilfe dieser rollenden Werkstatt – sie ist mit einer Feder- und Stoßdämpfer-Prüfmaschine ausgerüstet – können unsere Fachleute neu entwickelten Aggregaten auf dem Versuchsgelände der Automobilfabriken die letzte Abstimmung geben. Auf unserem Bild Walter Neebe (links) und Hans Fuhrmann

◄ Ein Blick auf den „Hydropulser“, auf dem ein vollständiges Fahrzeug durch gesteuerte Zylinder über die Räder in Schwingungen versetzt wird. Alle Straßenunebenheiten einer echten Versuchsfahrt sind auf Magnetband genommen, das wiederum die Prüfmaschine steuert



Ein Grubengebäude wird ausgeraubt



**Am Beispiel Kaiserstuhl:
Ein Grubengebäude fällt nicht einfach
zusammen**

In unseren bisherigen Berichten über die Stilllegung der Schachanlage Kaiserstuhl (siehe WERK UND WIR Heft 9/65; 4/66 und 7/66) erwähnten wir schon mehrfach, wie sorgsam die geordnete Aufgabe des Grubenbetriebes vorbereitet wurde. Als am 30. Juni die letzte Kohle gefördert wurde, lag der Beginn der Stilllegungsmaßnahmen schon vier Monate zurück, und mehr als sechs Monate werden noch ins Land gehen, bevor die Schächte verfüllt sind. Eine Zeche zu schließen, bringt neben den sozialen Problemen eine Fülle bergmännisch-technischer Aufgaben, die nur nach einem festgelegten Zeitplan zu lösen sind. Die vielseitigen Vorgänge beim schrittweisen Verlassen des Grubengebäudes haben wir in der hier folgenden Übersicht zusammengefaßt.

Eine Grube ist in Jahrzehnten organisch gewachsen. Der Bergmann spricht von einem Grubengebäude, das mit einem Umfang von 40, 50 oder bis zu 80 Kilometern Strecken allmählich entstand. Zu den Flöz- und Abbau-strecken sind im Gestein Querschlüge, Blind-schächte und Richtstrecken aufgefahren worden, die mit den Hauptschächten Verbindung haben. Eine Fülle von Einzelbetriebspunkten sind zusammengefaßt zu Abteilungen, die – bedingt durch die Markscheiden und durch geologische Hauptstörungen – Abmessungen haben können zwischen 1000 und 2000 Metern Länge. Die Zahl der Belegschaftsmitglieder in einer solchen Abteilung beträgt 200 bis 350 oder gar bis zu 500 Mann, je nachdem, ob diese Abteilung in der flachen Lagerung liegt, in der heute die Kohle vornehmlich vollmechanisch gewonnen wird, oder in der steilen Lagerung. Die Tagesförderung schwankt entsprechend den geologischen Voraussetzungen zwischen 600 und 1000 Tonnen, sie kann aber auch bis 1800 Tonnen betragen. Solche Abteilungen werden bei der Stilllegung einer Schachanlage geschlossen aufgegeben, und zwar nach einem festen Terminkalender.

◀ Sie haben ausgedient! Auf dem Zechenplatz Kaiserstuhl West sind die Förderwagen nach ihrer letzten Seilfahrt aus der Grube gestapelt. Nur wenige von ihnen können noch einmal auf einer anderen Zeche Verwendung finden

Rauben und Verfüllen

Nach der letzten Kohleförderung werden sämtliche Arbeitsmittel, Betriebsmittel und Geräte aus den Streben herausgeschafft und zutage gefördert. In der steilen Lagerung verfüllt man die Streben mit Versatzgut, schlemt sie auch noch zu und beginnt dann mit dem Ausrauben der Flözstrecken. In der flachen Lagerung sieht es so aus, daß zunächst der gesamte in die Grube eingebrachte Maschinenpark geborgen werden muß. Dazu gehören die Strebefördermittel und die Antriebsaggregate für die Kohlegewinnungsgeräte. Wenn dann auch die Panzerförderer sowie der Ausbau, also die Stempel und eisernen Kappen „geraubt“ worden sind und der Strebraum zu Bruch geworfen ist, kann man darangehen, die Strecken, die zur Erschließung eines solchen Grubenfeldes notwendig sind, auszurauben. Das Ausrauben der Strecken geht so vor sich, daß zunächst sämtliche Einbauten, wie Rohrleitungen für Preßluft, Druckwasser und Grubenwasser mit den entsprechenden Elektroaggregaten und Kabeln, ausgebaut werden. Dann geht es daran, den Ausbau zu rauben, und zwar nach Möglichkeit so sorgfältig, daß er nach Aufarbeitung auf anderen Zechen wieder eingesetzt werden kann.

Spezialisten für den „Rückzug“

Zu den Raubarbeiten können nur Bergleute herangezogen werden, die dazu besonders ausgebildet sind. Sie müssen mit Spezialgeräten, wie zum Beispiel mit 10-Tonnen-Raubwinden und Raubhähkeln, umgehen können, wenn in Strecken und Querschlügen und insbesondere in Großräumen der Ausbau von hohem Gewicht hereingewonnen werden soll, der noch unter Druckbelastung steht. Selbstverständlich sind auch spezialisierte Fachkräfte, wie Elektriker und Schlosser, eingesetzt, die die Elektroaggregate und Maschinen mit ihren komplizierten Antrieben, Getrieben und Kupplungen fachgerecht ausbauen. Die sogenannten Umtriebe, also alle Grubengebäude im Bereich der Schächte, werden als letzte ausgeraubt. Nachdem dann alle Abteilungen zurückgenommen und die Umtriebe ausgeraubt sind, kann man die Füllörter, die unmittelbar an den Schacht anschließenden Hohlräume, ausrauben. Die Füllörter sind dann noch besonders wichtig, wenn die Schächte zugeschüttet werden. Hier müssen Dämme errichtet werden, die verhindern, daß die Versatzsäule im Schacht in die noch bestehenden Hohlräume ausweichen kann. Sind dann die Schächte verfüllt, wird als letzte Maßnahme der sogenannte Deckel – eine mächtige Betonplatte – aufgelegt. Der Tag ist gekommen, an dem das Schachtgerüst seinen Sinn verloren hat und zusammen mit den



▲ Beim Rauben des Querschlags der 2. Teilsohle in der Abteilung S O 4 befestigen die Hauer Sigurd Tews und Emil Golda das Raubseil an der Kappe, um dann den Ausbau mit der Winde einzuziehen

◀ Bergwerksdirektor Dr. Kubuschok (rechts) ließ es sich nicht nehmen, beim Ausbau des schweren Fördergutes im 1120 m langen Bandberg dabeizusein. Am Kopfantrieb auf der 7. Sohle lockern die Facharbeiter unter Leitung von Elektrosteiger Kockel (links) den Gurt, der in 14 Teilstücke von jeweils 170 Metern zerlegt werden mußte

Turmförderungen, den Aufbereitungsgebäuden und den Hilfsbetrieben abgebrochen werden.

Sorgen macht noch das Wasser

Schließlich ist noch ein besonderes Problem zu lösen: die Bewältigung der sich sammelnden Grubenwässer. Diese Grubenwässer können, wenn sie bestimmte Übertrittstellen zu den Nachbarzechen erreichen und nicht kontrolliert übertreten, eine Gefahr für den Nachbarn bedeuten, und zwar dann, wenn sie sich als Standwasser ansammeln.

In Verbindung mit der Pumpgemeinschaft, zu der sich die Zechengesellschaften an der Ruhr in einer Gesellschaft öffentlichen Rechts zusammenschlossen, wurden verschiedene Möglichkeiten zur Lösung des Wasserproblems erwogen. Es ist jedoch noch nicht entschieden, welcher Lösung, die sowohl in technischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht die beste ist, man den Vorzug geben will. Diesem im ganzen Ruhrgebiet wichtigen wie interessanten Gebiet der Wasserhaltung wollen wir uns in einem späteren Bericht noch ausführlich zuwenden.

Der Zeitplan von Kaiserstuhl

Am 1. Februar dieses Jahres begann nach einem vorher genau festgelegten Plan die Stilllegung der Schachanlage Kaiserstuhl. Zunächst wurde die Kohlenförderung um 300 Tonnen je Tag eingeschränkt, um mit den freiwerdenden Bergleuten die bereits nicht mehr erforderlichen Strecken auszurauben. Dann stellte am 1. März eine Abteilung der steilen Lagerung – die 1. Südwest-Abteilung – die Förderung ein. Davon betroffen wurden 200 Hauer, Gedingearbeiter und Schichtlöhner. Die Tagesförderung senkte sich damit um 500 Tonnen auf 2700 Tonnen. Am 1. April folgte eine weitere steile Abteilung, nämlich die Hauptabteilung Süden mit rund 700 Tonnen Förderung, so daß sich die Gesamtförderung auf 2000 Tonnen reduzierte, und am 1. Mai wurde in der flachen Lagerung die 2. Nordost-Abteilung mit einem Förderanteil von 700 Tonnen stillgelegt, so daß sich die gesamte Förderung auf 1300 Tagestonnen einstellte. Von diesem Zeitpunkt an waren nur noch zwei Abteilungen in Betrieb, und zwar in der 3. Nordwest-Abteilung ein vollmechanischer Reißhakenhobelbetrieb in Flöz Röttgersbank II und in der IV. Südost-Abteilung zwei Streben

in der steilen Lagerung. Durch diese Lösung konnte man die bei dem Aufbereitungsprozeß anfallenden Berge wieder der Grube zum Verfüllen der Hohlräume zuführen. Das war wichtig, weil die Schachanlage Kaiserstuhl über keine Bergehalten verfügte. Am 30. Juni wurden auch diese bei den Abteilungen stillgelegt.

Auf Hoesch-Zechen verlegt

Anfang Juli belief sich die Untertage-Belegschaft, die einen Ausgangsstand von rund 1370 Mann hatte, auf rund 250 Personen. Die Zahl der betroffenen Tagesarbeiter, die einen Ausgangsstand von 440 hatte, sank auf 240 Arbeiter. Bei jeder Abteilung wurden also zwischen 250 und 280 Arbeiter freigesetzt, die für eine Verlegung zu den Schachanlagen der Hoesch AG Bergbau in Altenessen und in Bockum-Hövel oder zu anderen Werken der Gesellschaft vorgesehen waren. Besonders bei den ersten Stilllegungsmaßnahmen meldeten sich nahezu 90 v. H. für eine Verlegung innerhalb des Bergbaus im Hoesch-Bereich. Je mehr Belegschaftsmitglieder zu den anderen Schachanlagen fuhren, um so mehr konnten die Fahrzeiten verkürzt werden, so daß heute die Anfahrt in den meisten Fällen 40 bis 55 Minuten beträgt. Da wir schon ausführlich darüber berichteten, brauchen wir an dieser Stelle nicht noch einmal auf Einzelheiten des Sozialplanes einzugehen, den die zuständigen Organe der Gesellschaft gemeinsam mit dem Betriebsrat rechtzeitig vor dem Beginn der Stilllegung erarbeiteten. Er erleichterte den über 55 Jahre alten Belegschaftsmitgliedern den Übergang in den Ruhestand, bot allen jüngeren einen anderen Arbeitsplatz im Hoesch-Bereich an, gewährte dazu finanzielle Hilfen und sagte Treueprämien zu, die inzwischen ausgezahlt sind.

Stets auf Sicherheit bedacht

Während der Stilllegung der einzelnen Abteilungen lief der Förderbetrieb in den noch verbleibenden Abteilungen weiter. Die Betriebsleitung ließ dabei nicht etwa wegen eines äußeren Erfolges nun einen Raubbau zu, vielmehr wurden planmäßig die Streben weiter verhaufen. Trotzdem steigerte sich die Leistung bis über 3,5 Tonnen je Mann und Schicht. Dabei waren immer 120 Mann bei der Raubarbeit, und zwar einschließlich der dafür freigesetzten Spezialarbeiter wie Maschinenhauer, Elektrohauer, Schlosser sowie Elektriker. Wie sorgfältig man beim Rauben und Verfüllen vorging, dafür ein Beispiel: In der Hauptabteilung Süden war es in einer Abteilung besonders wichtig, die zum Brand neigenden Flöze abzdämmen und zusätzlich noch mit Steinstaub zuzuschlämmen, um sich keinesfalls der Gefahr eines über einen Glimmbrand entstehenden Grubenbrandes auszusetzen.

Neben Maschinen und Leitungen 20000 Tonnen Eisen

Da auf der Schachanlage Kaiserstuhl eine Maschinen- und Materialkartei vorhanden war, kannte man den Standort und den Wert einer jeden Maschine, eines jeden Betriebsmittels und aller Aggregate unter Tage genau. Mit Hilfe dieser Kartei wurde festgelegt, welches Material zunächst nach Übertage geschafft und in der Hauptwerkstatt für eine Wiederverwendung instand gesetzt werden sollte. Bei einem offenen Grubengebäude von 50 Kilometern Länge (das Auffahren hatte je Meter rund 1000 DM gekostet) waren 20000 Tonnen Eisen verbaut worden, um die Hohlräume unter Tage offenzuhalten. Daß man jetzt beim Rauben einer so großen Menge von

Material alle Maßnahmen zur Rationalisierung des Transportes – zum Beispiel in Spezialwagen – durchführte, versteht sich von selbst. Alle aus der Grube geborgenen Maschinen und Betriebsmittel werden in der seit 1958 bestehenden Hauptwerkstatt der Schachanlage Kaiserstuhl, die über einen modernen Maschinenpark verfügt, instand gesetzt und erst dann den anderen Schachanlagen zur Verfügung gestellt. Es geht also kein Stück heraus, das nicht diesen Überholungsrythmus durchlaufen hat: Reinigen, Demontage, Reparatur, Wiedermontage, Prüfung und schließlich Auslieferung.

Fünf Schächte werden verfüllt

Die restlichen Grubenräume auf der 7. und 8. Sohle, darunter auch die Verbindungsstrecke zum Westfeld, sollen bis zum Ende des Jahres ausgebaut werden. Dazu verfährt die restliche Belegschaft von 150 Arbeitern unter Tage 100 bis 120 Schichten täglich. Im Januar beginnt dann das Verfüllen der fünf Schächte. Zugelassen werden auf dem Westfeld die Schächte 1 bis zur 710-Meter-Sohle, Schacht 3 bis zur 933-Meter-Sohle und auf dem Ostfeld die Schächte 1 und 3 ebenfalls bis zur 710-Meter-Sohle und der Wetterschacht bis zur 5. Sohle, der 450-Meter-Sohle. Das Fassungsvermögen dieser Schächte beträgt rund 130000 Kubikmeter Berge. Dieses Versatzgut muß laut bergamtlicher Vorschrift bestimmten Bedingungen nach der Korngröße entsprechen. Außerdem sind während der Verfüllungsarbeiten ständig Messungen des Bergepegels durchzuführen. Wie schon erwähnt, sind zuvor die Füllörter abzudämmen, damit diese Bergesäule zwar absacken, aber nicht in die noch vorhandenen Hohlräume im ausgebauten Grubenfeld weg-

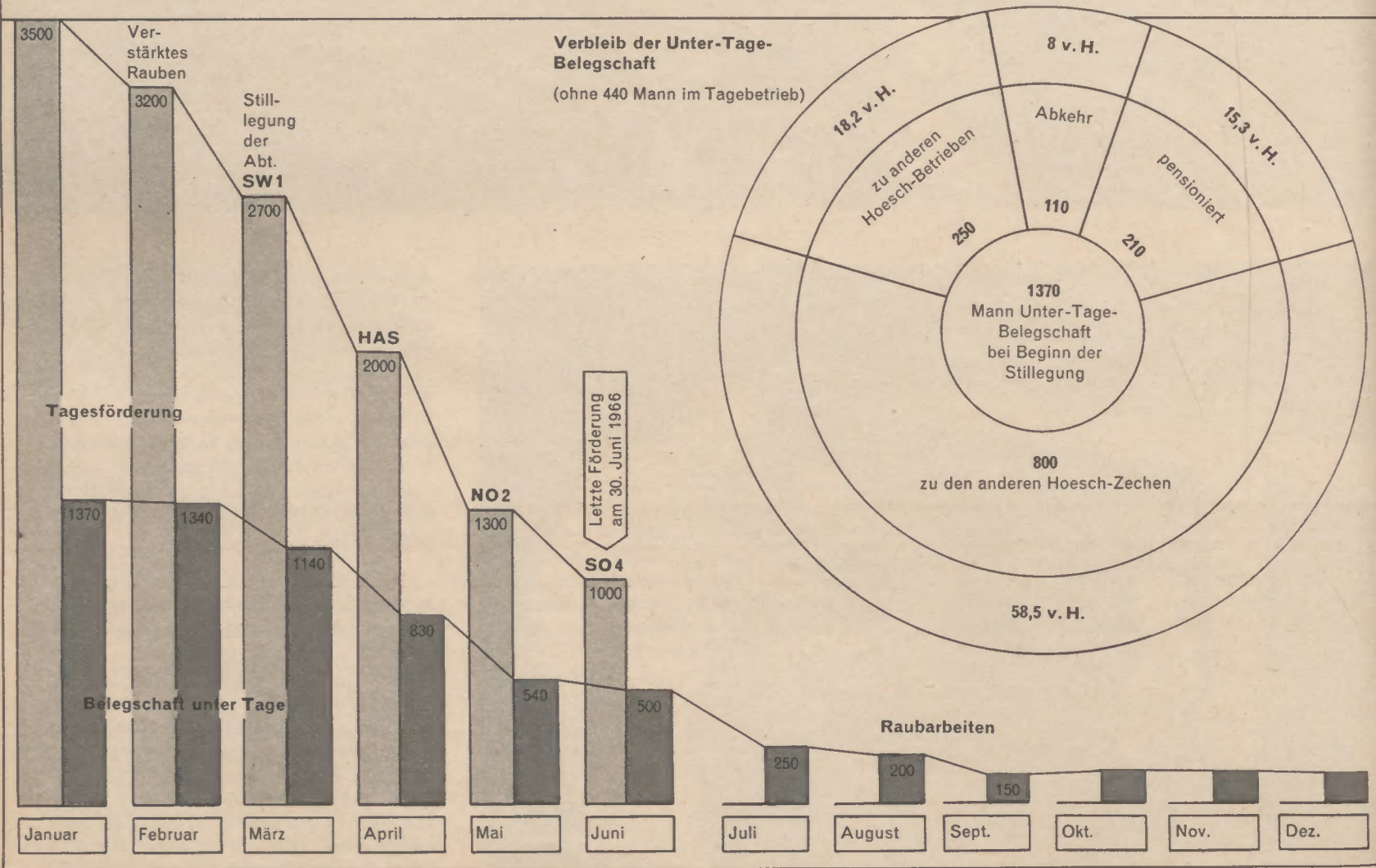
geschwemmt werden kann. Natürlich hat man vorher alle beweglichen Teile und alle Einbauteile aus den Schächten ausgebaut. Zum Schluß kommt dann „der Deckel drauf“, wie der Bergmann sagt. Wenn ein Nachsacken des Versatzgutes nicht mehr festzustellen ist, werden die Schächte mit Betonplatten abgedeckt. Sie müssen statisch genau berechnet sein, denn die größten Schächte haben immerhin einen lichten Durchmesser von sechseinhalb Metern! Über Tage können dann alle Gebäude und

Betriebseinrichtungen abgebrochen werden, soweit sie nicht für die noch in Betrieb bleibende Kokerei, für das Kraftwerk oder für die Hauptwerkstatt genutzt werden sollen. Das freiwerdende Gelände steht dann der Westfalenhütte zur Verfügung.

▼ In der Hauptwerkstatt werden die ausgebauten Maschinen und Geräte für die Wiederverwendung auf anderen Schachanlagen gereinigt und überprüft. Hier reinigt Siegfried Jandzinski einen Druckluftmotor mit dem Dampfstrahlgerät



Stilllegungsplan Kaiserstuhl



▲ Auf der 7. Sohle wird der Querschlag Nordost I bis zu einem Streckenabzweig ausgebaut. Hauer Willi Schnabel ist mit seinen zwei Kollegen dabei, Ausbauteile zu bergen

► Helmut Gorke und Uwe Henring schneiden die geborgenen Panzerketten mit dem Brenner auseinander, richten die verbogenen Stege und fügen die wiederverwendungsfähigen Ketten neu aneinander



Vier Verkaufskontore für den deutschen Stahl

Um die Wettbewerbskraft zu erhöhen, hat sich die deutsche Stahlindustrie entschlossen, in Zukunft enger zusammenzuarbeiten. Die Verträge, in denen Art und Form der geplanten Zusammenarbeit festgelegt sind, hat die deutsche Stahlindustrie am 1. Juli 1966 der Hohen Behörde in Luxemburg vorgelegt. Stimmt die Hohe Behörde diesen Verträgen zu, werden in Zukunft 31 Unternehmen der westdeutschen Stahlindustrie in vier voneinander getrennten Kontoren

- den Verkauf von Walzstahl zusammenfassen und
- über die Organe der Gesellschaften Rationalisierungs- und Spezialisierungsvereinbarungen über die Produktion treffen.

Die schwierige Lage auf dem Stahlmarkt macht das geplante Zusammenrücken der deutschen Stahlindustrie notwendig. So ist der deutsche Anteil an der Walzstahlfertigung der Montanunion in den letzten Jahren gesunken, während die Walzstahlimporte in die Bundesrepublik auf gegenwärtig etwa ein Viertel des Inlandbedarfs gestiegen sind. Auch die geringere Nachfrage ließ die Verkaufserlöse sinken: So verminderten sich die Erträge seit 1960 um etwa 10 v.H. Die wichtigsten Ursachen dieser ganzen Entwicklung sind die im Vergleich zu anderen Ländern der Montanunion verhältnismäßig hohen Energiekosten – Koks aus deutscher Kohle ist um etwa 15 Mark je Tonne teurer als Koks aus amerikanischer Kohle – sowie steuerliche Wettbewerbsverzerrungen und unterschiedliche Voraussetzungen bei der Investitionsfinanzierung.

Die Wettbewerbskraft der Stahlindustrie erhöhen

Die 31 zur Zusammenarbeit bereiten Unternehmen hoffen, daß die Bildung der Walzstahlkontore

– verbunden mit wirtschaftspolitischen Maßnahmen auf dem Gebiet der Umsatzsteuer und der Koks Kohle – eine Entwicklung auslösen wird, die die Wettbewerbskraft der deutschen Stahlindustrie bedeutend erhöht. Dies soll zunächst dadurch erreicht werden, daß an Stelle von bisher 31 Einzelunternehmen vier Kontore alle Walzstahlerzeugnisse – mit Ausnahme von Edelstahl und Röhren – anbieten werden. Die Kontore sollen für fremde Rechnung verkaufen, das heißt, für Rechnung der einzelnen Stahlgesellschaften, die den eigenen Verkauf völlig einstellen. Somit wird es in Zukunft nur die Preislisten der Kontore geben. Die Tatsache, daß künftig nur noch vier Preislisten veröffentlicht werden, die Zahl der Anbieter also auf vier zusammenschumpft, läßt erwarten, daß sich die Preise stabilisieren und leicht zu überschauen sein werden. Als unmittelbare Folge der zu gründenden Kontore erwartet die deutsche Stahlindustrie, daß

- Frachtkosten gespart sowie
- Bevorratungskosten und
- übrige Verkaufskosten sinken werden.

Die Gründe dafür liegen auf der Hand: Jedes Kontor wird sich künftig darum bemühen – soweit möglich –, die Verbraucher vom frachtgünstigsten Lieferwerk aus zu versorgen. Da mehrere Lieferwerke in ein Verkaufskontor zusammengefaßt sind, werden die Vorräte bei den einzelnen Werken niedriger sein können als bisher. Weil nur noch vier Verkaufskontore und nicht mehr 31 Verkaufsabteilungen bei 31 Lieferwerken bestehen, werden auch die Verkaufskosten sinken. Jedes der vier Kontore wird die Aufträge zu größeren Walzlosen zusammenfassen und da-

mit die Produktionskosten senken. Die Verträge sehen vor, daß jedes Unternehmen im Rahmen seines Anteils gleichmäßig beschäftigt wird. Sie begünstigen aber auch Vereinbarungen, die die Produktion auf die kostengünstigsten Anlagen konzentrieren. Da der Marktanteil der vier Walzstahlkontore am Gemeinsamen Markt zwischen 5,6 v.H. und 13,6 v.H. liegt, besteht keine Gefahr, daß die Kontore den Stahlmarkt in der Montanunion beherrschen werden. Querverbindungen zwischen den Walzstahl-Kontoren, durch die der Wettbewerb beschränkt werden könnte, sind weder vereinbart noch beabsichtigt. Die vier Kontore werden auf allen Märkten miteinander konkurrieren. Eine regionale Aufteilung ist ausdrücklich ausgeschlossen.

In der ganzen Welt rückt die Stahlindustrie zusammen

Mit der geplanten Zusammenarbeit folgt die deutsche Stahlindustrie einer Entwicklung, die in der ganzen Welt seit langem im Gange ist. So sind in den USA durch Fusion einzelner Unternehmen Produktionseinheiten entstanden, die bis zu 35 Millionen Tonnen Stahl im Jahr erzeugen. In Japan ist eine Produktion von 41 Millionen Tonnen im Jahr mit Hilfe der Regierung zu einem Kartell zusammengefaßt worden. In Großbritannien soll die jährliche Stahlproduktion von 27 Millionen Tonnen verstaatlicht werden. Und auch in den westlichen Montanunion-Ländern – insbesondere in Frankreich und Belgien – ist der Konzentrationsprozeß im Gange. Die Entwicklung scheint in Europa zu Produktionseinheiten in der Größenordnung von etwa 10 Millionen Tonnen Rohstahl je Jahr zu führen, einer Größenordnung, die, wie die amerikanische Entwicklung in den Jahren 1955 bis 1965

gezeigt hat, eine besonders günstige Betriebsweise ermöglicht. Die Walzstahl-Kontore in Deutschland sollen jedoch keine Vorstufe für Fusionen sein, wenn es auch möglich ist, daß es in Zukunft innerhalb der Kontore zu Zusammenschlüssen kommt.

Auswirkungen auf den sozialen Bereich

Die Bildung der Verkaufskontore wird sich auch auf den sozialen Bereich der Unternehmen auswirken. Die Kontore sollen durch die ihnen übertragenen Rationalisierungsaufgaben dazu beitragen, die Arbeitsplätze in der Stahlindustrie langfristig zu sichern. Andererseits jedoch werden die vorgesehenen Rationalisierungs- und Spezialisierungsmaßnahmen Arbeitsplätze einsparen helfen. Dabei sollen soziale Härten vermieden werden. Ein Teil der zu erwartenden Rationalisierungserfolge wird dazu dienen müssen, Lücken auszufüllen, die durch die am 1. Juli 1966 in Kraft getretene 40-Stunden-Woche eingetreten sind. Da die in gleicher Anzahl von Anteilseignervertretern und Arbeitnehmervertretern besetzten Aufsichtsräte in den der Mitbestimmung unterliegenden Mitgliedsfirmen den Kontorverträgen zustimmen müssen und da diese Aufsichtsräte die Beschlüsse der Kontore, die die Rationalisierung und Spezialisierung der Produktion innerhalb der Gesellschaften zum Ziele haben, genehmigen müssen, ist möglicherweise das Mitbestimmungsrecht berührt. Zur Zeit finden hierüber Gespräche zwischen den Unternehmen und den Gewerkschaften statt. Die zur Zusammenarbeit bereiten Unternehmen der deutschen Stahlindustrie – zu denen auch Hoesch gehört – sollen in den folgenden vier Kontoren zusammengefaßt werden:

Verkaufskontor Nord
Ilseeder Hütte, Peine
Klöckner Werke AG, Duisburg
Hüttenwerk Oberhausen AG, Oberhausen
Salzgitter Hüttenwerk AG, Salzgitter-Drütte

Verkaufskontor Ruhr-West
Eschweiler Bergwerks-Verein, Kohlscheid
Felten & Guillaume Carlswerk AG, Köln-Mülheim
Walzwerke Ibach, Remscheid
Friedrich Krupp Hüttenwerke AG, Rheinhausen
Fürstlich-Hohenzollernsche Hüttenverwaltung, Laucherthal
Manhessmann AG, Düsseldorf
Ohler Eisenwerke Theob. Pfeiffer, Plettenberg-Ohle
Eisen- & Stahlwerke Rötzel GmbH, Breyell
August-Thyssen-Hütte AG, Duisburg-Hamborn
Deutsche Edelstahlwerke, Krefeld
Niederrheinische Hütte AG, Duisburg
Otto Wolff, Köln, Stahlwerke Bochum AG
Theodor Wuppermann GmbH, Walzwerk Neviges

Verkaufskontor Süd
Arbed, Burbacher Hütte, Saarbrücken
AG der Dillinger Hüttenwerke, Dillingen
C. Kuhbier & Sohn OHG, Dahlebrück (Westf.)
Neunkircher Eisenwerk AG, Neunkirchen
Röchling'sche Eisen- und Stahlwerke GmbH, Völklingen
Schwäbisches Hüttenwerk GmbH, Wasseralfingen
Stahlwerke Südwestfalen AG, Geisweid
Hadir, Hochofen und Stahlwerk AG, St. Ingbert

Verkaufskontor Ruhr-Ost
Arn. Georg AG, Neuwied
Dortmund-Hörder Hüttenunion AG, Dortmund
Walzwerke Einsal GmbH, Nachrodt (Westf.)
Hoesch AG, Dortmund
Rheinstahl Hüttenwerke AG, Essen
Hüttenwerke Siegerland AG, Siegen
Edelstahlwerk Witten AG, Witten (Ruhr)

passiert
notiert
fotografiert



▼ 18 Jungen des 9. Schuljahres der Fridtjof-Nansen-Schule in Dortmund-Scharnhorst waren im Juli drei Wochen lang in der Lehrwerkstatt der Westfalenhütte zu Gast. Die Fünfzehnjährigen fanden dabei Gelegenheit, unter der Obhut ihrer Lehrerin Einblick in die meisten auf der Hütte ausgeübten Berufe zu gewinnen. Auf unserem Bild sehen wir von l. n. r.: Dietmar Schlösser, Mirko Kramer, die Lehrerin Helga Kübisch, rechts Hans-Jürgen Vorlock, Ausbilder Arno Heiermann und Hans-Wilhelm Zier.

Heinrich Hölscher wird Arbeitsdirektor

Diese Nachricht werden gewiß viele Kaiserstühler – ob sie noch in Dortmund oder inzwischen auf anderen Hoesch-Zechen arbeiten – mit Freude und Genugtuung aufnehmen: ihr langjähriger Betriebsratsvorsitzender Heinrich Hölscher wurde Arbeitsdirektor der Niederrheinischen Bergwerks AG in Neukirchen. Mit dieser Berufung hat Heinrich Hölscher, seit 1960 Mitglied des Aufsichtsrates der Hoesch AG, ein

verantwortungsvolles Amt übernommen, in dem er die bisher geleistete Arbeit im Rahmen der Mitbestimmung verstärkt fortsetzen kann. Bevor Heinrich Hölscher am 5. August sein Amt antrat, verabschiedete ihn das Direktorium der Hoesch AG Bergbau in feierlicher Form und brachte den Dank und die Anerkennung für seine Arbeit zum Ausdruck, die immer vom Geist gegenseitigen Vertrauens und vom Willen zu fruchtbarer Zusammenarbeit bestimmt war. Arbeitsdirektor Josef Ganster erinnerte daran, daß Heinrich Hölscher seit über 20 Jahren zu Hoesch gehörte, 17 Jahre lang Betriebsratsmitglied war, seit 1955 im Gemeinschaftsausschuß aller Betriebsräte der Hoesch AG mitarbeitete, 1960 in den Aufsichtsrat der Hoesch AG gewählt wurde und 1963 den Vorsitz des Betriebsrates der Schachtanlage Kaiserstuhl übernahm. Getragen von dem Vertrauen seiner Arbeitskollegen hatte sich Heinrich Hölscher – um nur eine seiner schwierigsten Aufgaben der letzten Zeit zu nennen, als trotz aller Bemühungen im Wirtschaftsministerium und bei der Hohen Behörde in Luxemburg die Stilllegung von Kaiserstuhl nicht mehr abzuwenden war – mit ganzer Kraft bei der Ausarbeitung des Sozialplanes eingesetzt, der der Belegschaft den Wechsel des Arbeitsplatzes erleichtern und die treue Pflichterfüllung bis zuletzt belohnen sollte. In zahllosen Verhandlungen erwies er sich als sachkundiger, geschickter und zäher, aber immer objektiver Mittler zwischen Arbeitskollegen und Werksleitung. Die Bergleute und auch seine Verhandlungspartner waren ihm dafür dankbar. Heinrich Hölscher hat auf seinem Weg zum Niederrhein nicht alle Brücken nach Dortmund hinter sich abgebrochen; viele seiner Freunde werden mit ihm in Verbindung bleiben. Unsere guten Wünsche begleiten ihn in seinen neuen Wirkungsbereich; in dem ihm Arbeitsfreude und Erfolg treu bleiben mögen.





Einer,
der
für
viele
steht

Menschen
wie
du
und
ich

In dieser Aufsatzreihe stellen wir unseren Lesern aus der Vielzahl der in unseren Werken und Verwaltungen ausgeübten Berufe und Tätigkeiten Menschen vor, die stellvertretend für ihre Arbeitskollegen stehen. Nachdem wir 1964 den Hochöfner, den Hauer, die Laborantin, den Ausbilder, den Seilermeister, die Stenotypistin, den Betriebsdirektor, den Elektrohauer, den Schmied, den Forschungsassistenten, den Kaufmann, den Walzer und 1965 den Schachtschmied, den Matrosen, den Maschinenschlosser, den Former, den Konstruktionstechniker, den Lokführer, den Fertigungsingenieur, den Ofenmaurer, den Werkzeugmacher, den Lackierer, den Kontrolleur und den Dreher vorgestellt haben, setzten wir unsere Reihe 1966 mit dem Kraftwerkselektriker, dem Innentransportfahrer, dem Programmierer, dem Betriebsassistenten, dem Feuerwehrmann, dem Schweißer und dem Kokereisteiger fort.

Als Klaus Kumbuch den Verkauf der Erzeugnisse unseres Werkes Haspe – Streckenbögen, Stahlkappen, Preß-, Zieh- und Stanzteilen – übernahm, war er 26 Jahre alt. Heute ist er ein Jahr älter, und immer noch sind viele Geschäftsfreunde, die nur vom Telefon her seine Sachkenntnis und sein Verhandlungsgeschick kennen, bei persönlichem Besuch überrascht, einen so jungen Mann vor sich zu haben. Als vor einem Jahr die Schmiedag den Verkauf neu ordnete, wurde Klaus Kumbuch der Verkauf der im „Werk Haspe“ hergestellten Erzeugnisse übertragen. Fünf Jahre lang hatte er sich zuvor mit allen Verkaufsfragen vertraut gemacht und sein Wissen durch einige Fortbildungskurse erweitert. Sein Vater – er hatte in unserem ehemaligen Hohenlimburger Kaltwalzwerk gearbeitet – war 1944 gefallen. Klaus Kumbuch besuchte deshalb anstelle der höheren Schule zwei Jahre lang die Handelsschule und lernte dann drei Jahre in einer Eisengießerei Industriekaufmann. 1958 legte er vor der Industrie- und Handelskammer zu Hagen die Kaufmannsgehilfenprüfung ab. Bis 1960 blieb er in seiner Lehrfirma. Dann wechselte er zur Schmiedag, um beruflich weiter voranzukommen.

Als Sachbearbeiter im Verkauf durchlief er bis 1962 die Verkaufsgruppen der Werke Eckesey, Haspe und Werdohl, die Schmiedestücke, Preß- und Gußteile fertigen. In diesen zwei Jahren lernte er die vielseitigen Schmiedag-Erzeug-

Einer braucht den anderen: der Kaufmann den Techniker und der Techniker den Kaufmann. Auf unserem Bild bespricht Betriebschef Hans Stratenberg einen Kundenauftrag mit Klaus Kumbuch, der seit einem Jahr den Verkauf Schmiedagwerk Haspe bearbeitet. Vielseitig wie die Arbeit sind Klaus Kumbuchs Freizeitbeschäftigungen, zu denen auch das Malen gehört

Industriekaufmann im Verkauf

nisse und die Vielzahl der unterschiedlichen Schmiedag-Kunden kennen, die vor allem aus der Fahrzeugindustrie, aus dem Bergbau, aus der Armaturenindustrie, dem Waggon- und Weichenbau, der Getriebe- und Landmaschinenindustrie, aus dem allgemeinen Maschinenbau und aus der Baumaschinen- und Hüttenindustrie kommen. Dabei vergaß er nicht, gelegentlich den blauen Kittel anzuziehen, sich neben Presse oder Hammer zu stellen, um zu lernen, wie die Preß- und Schmiedeteile entstehen, die er verkauft.

Bis zum Angebot ist ein weiter Weg

Heute nehmen Verkaufsgespräche den größten Teil seiner Arbeitszeit ein. Sie werden meistens telefonisch oder schriftlich geführt. Dennoch suchen in vielen Fällen Kunden die Schmiedag auf, insbesondere, wenn sie noch keine bestimmte Vorstellung über die Ausführung des gewünschten Preßteils haben und Vorschläge erwarten. Klaus Kumbuch verschafft sich dann zunächst einen Überblick, ob das Preßteil überhaupt bei uns gefertigt werden kann und ob der Auftrag geschäftlich annehmbar ist. Um die technischen Einzelheiten zu klären, zieht er einen Fachmann des Preßwerkes hinzu, fährt mit dem Kunden in den Betrieb und stellt – nachdem dort die Aussprache stattgefunden hat, an der auch Kollegen der Arbeitsvorbereitung und der Kalkulation teilgenommen haben –, nachdem also die technischen Möglichkeiten geklärt sind – Preisangebot und Liefertermine zusammen. Darauf nimmt er mit dem Abteilungsleiter Rücksprache, trägt die eigenen Überlegungen vor und setzt mit ihm die endgültigen Verkaufsbedingungen fest.

Gute Zusammenarbeit bringt Erfolg

Die Arbeit im Büro, bei der eine Sachbearbeiterin und eine Stenotypistin Klaus Kumbuch zur Seite stehen, beginnt morgens mit der Durchsicht der Post. Das Diktat der Angebote und Auftragsbestätigungen, der Aufstellungen und Betriebsmitteilungen, gehört zu den vielfältigen Aufgaben, mit denen ein Industriekaufmann im Verkauf fertig werden muß. Viel Zeit nimmt die Zusammenarbeit mit den Herren des Außendienstes in Anspruch, denn der Erfolg setzt die richtige Information voraus. „Welche Aufträge sind heute eingegangen?“, „Werden wir mit unseren Angeboten Erfolg haben?“, „Erreichen wir unseren geplanten Umsatz?“ sind einige der vielen Fragen, die sich Klaus Kumbuch täglich stellen muß, und die er zu lösen mithilft.

Langeweile gibt es nicht

So vielseitig wie im Beruf ist Klaus Kumbuch auch in der Freizeit beschäftigt. Bei schönem Wetter wird meist der Kinderwagen zerlegt und ins Auto gepackt. Dann fährt er mit Frau und Sohn in die Umgebung zum Spaziergehen. Fotografieren und Briefmarkensammeln gehören ebenfalls zu seinen Steckpferden. Auf ein weiteres Hobby deuten die selbstgemalten Bilder, die im Wohnzimmer an der Wand hängen. Er selbst sagt zum Thema Freizeit: „Ich tue das, was wohl viele an meiner Stelle tun, ich besuche oft meine Mutter, lese – am liebsten technische Sachbücher –, tapeziere gelegentlich und repariere, was kaputtgegangen ist. Und nicht zu vergessen: Manchmal bin ich auch auf dem Fußballplatz zu finden. Gelangweilt habe ich mich jedenfalls noch nicht.“



10 Jahre Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft



Aus Nord-, Süd- und Westdeutschland und sogar aus der Schweiz und aus Österreich kamen die zahlreichen Gäste am 1. Juli 1966 zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft nach Bad Harzburg. Das große Interesse, das der Jubiläumstag der Akademie fand, ist der jüngste Beweis dafür, daß sich die am 16. März 1956 von der Deutschen Volkswirtschaftlichen Gesellschaft gegründete Akademie in verhältnismäßig kurzer Zeit zu einer Ausbildungsstätte internationalen Ranges entwickelt hat. Noch eindringlicher spiegeln einige Zahlen, wie rasch der Akademie Geltung und Bedeutung zugewachsen sind: So stieg zwischen 1956 und 1965 die Zahl der jährlichen Lehrgänge von 19 auf 540 und die der Teilnehmer von 381 auf rund 14000. Im selben Zeitraum haben allein aus dem Hoesch-Bereich, wie wir im Vorheft berichteten, 1657 Mitarbeiter 3806mal an Lehrgängen der Akademie teilgenommen.

Rund 70000 Führungskräfte haben die Akademie besucht

Hubert von Katzler, der Präsident der Deutschen Volkswirtschaftlichen Gesellschaft, der am Jubiläumstag die festliche Zusammenkunft eröffnete, erinnerte die Zuhörer zunächst an die Wurzeln, aus denen die Akademie erwuchs. Nach seinen Worten habe man bereits 1946 mit den „Unternehmeraussprachen“ die Grundlage geschaffen, zu denen Dr. Köhler, der Vorgänger Hubert von Katzlers, im Jahre 1946 einige Bekannte zusammengerufen habe, die später die Volkswirtschaftliche Gesellschaft gründeten. Damals sei es in erster Linie darum gegangen, einen neuen Weg für ein fruchtbares Zusammenwirken der Sozialpartner zu finden, da die Gefahr bestanden habe, daß alte Klassenkampfparolen trotz der gänzlich veränderten Situation wieder auflebten. Demgegenüber hätten die in der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft zusammengekommenen fortschrittlich denkenden Männer aus der Wirtschaft die Auffassung vertreten, daß die wirtschaftlichen und sozialen Probleme der Zeit nur durch offene Diskussion auf neutraler Grundlage gelöst werden könnten.

Sie seien der Überzeugung gewesen, daß ganz allgemein über die wahren Zusammenhänge zuviel mit Schlagworten und zuwenig mit wirklichem Wissen gestritten werde. So sei die klärende und belehrende Tätigkeit das Ziel der Volkswirtschaftlichen Gesellschaft geworden. Doch erst 1953, mit dem Eintritt Professor Höhns in das Präsidium, sei es gelungen, die Tätigkeit der Gesellschaft auf breiter Basis weiterzuentwickeln, sie durch wissenschaftliche Erkenntnisse zu untermauern und eine regelrechte Forschungs- und Lehrtätigkeit auszuüben. 1956 habe die Volkswirtschaftliche Gesellschaft dann die Akademie gegründet, weil man sich in weiten Kreisen der Wirtschaft und der Öffentlichkeit einig gewesen war, daß großzügige und planmäßige Anstrengungen auf dem Gebiet der Ausübung von Führungskräften notwendig wären, um die deutsche Wirtschaft angesichts der intensiven Nachwuchsausbildung in den Vereinigten Staaten und in der Sowjetunion, aber auch im übrigen Ausland, wettbewerbsfähig zu erhalten. Zehn Jahre später könne mit Stolz und Befriedigung festgestellt werden, daß die Akademie seit ihrer Gründung rund 70000 Führungskräfte besucht hätten und daß den 106 Firmen, die im Jahre 1956 ihre Führungskräfte nach Bad Harzburg entsandt hätten, im vergangenen Jahr mehr als 1600 Firmen gegenüberstünden. Stelle man die Frage, worauf die Anziehungskraft der Akademie beruhe, die die Unternehmen bewege, nicht unerhebliche Investitionen an Zeit und Geld für die Ausbildung ihrer Führungskräfte aufzubringen, so dürfe die Antwort vor allem in der Erkenntnis liegen, daß in Bad Harzburg ein praxisnahes Wissen geboten werde und daß sich die Akademie ständig und mit Erfolg darum bemühe, ein geschlossenes Modell der Menschenführung zu bieten, das allen neuen Entwicklungen in Wirtschaft und Gesellschaft Rechnung trage.

Meister, Betriebsleiter, Werkdirektoren und oberste Chefs – alle kommen heute nach Harzburg

Nach Hubert von Katzlers einleitenden Worten

hielt Professor Dr. Reinhard Höhn, der Leiter der Akademie, den Festvortrag, in dem er sich mit dem Wandel im Führungsstil der Wirtschaft beschäftigte. Er erläuterte, wie sich auf dem Gebiet der Menschenführung und Betriebsorganisation seit den fünfziger Jahren eine klare Führungsvorstellung gebildet habe, die heute allgemein als „Harzburger Modell“ bekannt sei und mit der die autoritäre Führung durch eine Führung im Mitarbeiterverhältnis mit Delegation von Verantwortung abgelöst worden sei. Daß der Akademie in den Jahren nach ihrer Gründung der Durchbruch dennoch nicht leicht geworden sei, schilderte er sehr eindringlich: „Wir waren am Anfang froh, wenn wir auch nur einen Kurs zustande brachten. Die Teilnehmerzahl betrug oft nur sieben Leute. Ich denke noch heute, wie ich, als die Teilnehmerzahl auf fünf absank, Herrn Dr. Koch, Vorstandsmitglied der Hoesch AG, anrief und ihm sagte: ‚Wir sind zwar für intim, Herr Dr. Koch. Aber augenblicklich wird es zu intim‘. Und ich erinnere mich noch deutlich an seine Antwort: ‚Behandeln Sie die fünf Leute, die bei Ihnen sind, so, als ob es Vorstandsmitglieder wären. Geben Sie ihnen das Beste vom Besten, und Sie werden sehen, wie sich das bezahlt macht.‘ Er hat recht gehabt, und die Zahl der unteren Führungskräfte wuchs schnell. Doch die Meister, die unsere Kurse besuchten, erklärten bald: ‚Wir haben begriffen, was das Harzburger Modell will, aber nun müssen unsere Betriebsleiter nach Harzburg gehen.‘ Dann dauerte es eine geraume Zeit, bis die Betriebsleiter kamen. Sie erklärten: ‚Wir haben es begriffen, aber nun müssen unsere Werksdirektoren herkommen.‘ Wiederum dauerte es einige Jahre, bis wir zur Ebene der Werksdirektoren vordrangen. Aber auch diese Herren erklärten, als sie sich verabschiedeten: ‚Es hilft alles nichts, wenn die Chefs nicht kommen.‘ Vor 3½ Jahren hatten wir dann mit den ersten Chefkursen begonnen. Damals glaubten wir selbst, daß wir noch einmal – ähnlich wie bei den Grundkursen der Meister, der technischen und kaufmännischen Führungskräfte – mit sieben bis zehn Teilnehmern anfangen müßten.

Hier erlebten wir jedoch eine äußerst angenehme Enttäuschung. Kaum hatten wir die ersten Einladungen herausgehen lassen, so war der Chefkurs schon überzeichnet.“ Im vergangenen Jahr, fuhr Professor Höhn fort, seien über 2000 Spitzenkräfte der Wirtschaft durch die Chefkurse gegangen. Mit den Chefkursen sei der große Durchbruch zur Spitze gelungen. Unternehmer gingen jetzt nicht nur in Amerika, sondern auch in der Bundesrepublik zur Schule. Wenn man heute das Gesamtbild betrachte, das sich im Bereich von Führung und Organisation in der Wirtschaft vollziehe, so müsse man feststellen, daß mit der Abkehr vom überkommenen Führungsstil ernst gemacht werde. Daß man in einer Führungsanweisung den neuen Führungsstil zur Norm erhebe und darüber hinaus in den Stellenbe-



▲ Hubert von Katzler, der Präsident der Deutschen Volkswirtschaftlichen Gesellschaft, eröffnete die festliche Zusammenkunft im Harzburger Kurhaus

◀ Viele Gäste kamen am 1. Juli 1966 zum zehnjährigen Bestehen der Akademie für Führungskräfte der Wirtschaft nach Bad Harzburg. Wie gut sich die Akademie seit ihrer Gründung vor zehn Jahren entwickelt hat, geht schon daraus hervor, daß allein 1965 14000 Teilnehmer 540 Akademie-Kurse besucht haben. Unser Bild entstand bei einem Rundgespräch, in dem leitende Herren mittlerer und großer Industrie- und Handelsfirmen über ihre Erfahrungen mit dem von der Akademie entwickelten Führungsstil berichteten

schreibungen die organisatorische Grundlage zur Umstellung schaffe, indem man die Aufgaben und Zuständigkeiten jeder einzelnen Stelle festlege und damit die Verantwortung bestimme, die der Stelleninhaber zu tragen habe. Von Monat zu Monat wachse die Zahl derjenigen Unternehmen, die sich für den neuen Führungsstil entschlossen.

Die künftigen Aufgaben der Akademie

Nach dem Rückblick auf den Beginn und den raschen Fortschritt der Akademie bis in die Gegenwart deutete Professor Höhn den künftigen Weg der Akademie an. Er sagte: „Die Akademie ist heute bereits eine Stätte, wo sich erste Führungskräfte treffen, um über alle Gebiete der Führung zu diskutieren. Dies gilt insbesondere von der Menschenführung und der Betriebsorganisation sowie der finanziellen Führung des Unternehmens. Wir wollen diese Chefkurse ausdehnen auf das Gebiet der Volkswirtschaft, Soziologie, und wissen aufgrund von Erhebungen, daß diejenigen Herren, die die eben genannten Chefkurse besucht haben, darauf warten, daß dies geschieht. Wir wollen weiterhin den Bereich der elektronischen Datenverarbeitung einbeziehen sowie in Zukunft alle die Bereiche, von denen die Unternehmensführung, ohne in die fachlichen Einzelheiten zu gehen, so viel wissen muß, daß sie ihren Aufgaben gerecht werden kann. Wir werden das Harzburg-Kolleg der deutschen Wirtschaft aktivieren. Zwei Kurse des Harzburg-Kollegs, die jeweils zehn Wochen dauern, sind erfolgreich verlaufen. Als wir mit dem Harzburg-Kolleg begannen, hatte man allgemein prophezeit, daß sich die Wirtschaft niemals bereitleiden werde, für zehn Wochen Führungskräfte zur Ausbildung abzustellen.



▲ Professor Dr. Reinhard Höhn, der Leiter der Akademie, hielt den Festvortrag, in dem er über den Wandel im Führungsstil der Wirtschaft berichtete und die künftigen Aufgaben der Akademie aufzeigte

Wir haben den Beweis erbracht, daß es nicht nur in Amerika, sondern auch in Deutschland möglich ist, den Unternehmensnachwuchs langfristig zu schulen. Wir werden in noch stärkerem Maße, als dies bisher geschehen ist, durch Aussprachen und Seminare für die Leiter des betrieblichen Ausbildungswesens dazu beitragen, die innerbetriebliche Aus- und Weiterbildung im Sinne der modernen Führungs- und Organisationsprinzipien neu zu gestalten und weiterzuentwickeln. Zu diesem Zweck wird in Kürze eine eigene Abteilung gegründet werden, die die dazu erforderlichen Vorarbeiten durch wissenschaftliche Forschung ebenso wie durch den engen Kontakt zu maßgeblichen Persönlichkeiten des innerbetrieblichen Ausbildungswesens leisten wird. Besonderes Gewicht wird in Zukunft darauf gelegt werden, das Gespräch als Führungsmittel in den Seminaren zu behandeln, und dafür über die bestehenden Publikationen hinaus die entsprechenden Unterlagen zu erarbeiten. Immer wieder zeigt sich selbst in den Chefkursen, daß es hier weitgehend noch die Grundlagen zu schaffen gilt, die den einzelnen in die Lage versetzen, die verschiedenen Formen des Gesprächs, die zum Rüstzeug von Vorgesetzten wie Mitarbeitern im Rahmen einer modernen Führung gehören, erfolgreich anzuwenden. Mit Beginn des neuen Trimesters wird die Forschungsarbeit der Akademie auch noch in anderer Hinsicht eine wesentliche Erweiterung erfahren. Bisher vollzog sich an der Akademie bereits der Zusammenklang zwischen Forschung und Lehre. Die Publikationen der Akademie legen Zeugnis davon ab. Nunmehr sollen darüber hinaus durch Befragung und Erhebungen unter den Besuchern der Akademie auf dem Gebiete von Menschenführung, Betriebswirtschaftslehre und Soziologie gleichzeitig auch empirische Untersuchungen durchgeführt werden.“

„Harzburger Modell weckt brachliegende Kräfte“

Nachdem Professor Höhn seine mit viel Beifall entgegengenommene Ansprache beendet hatte, führte er ein Rundgespräch mit leitenden Herren mittlerer und großer Industrie- und Handelsfirmen aus Deutschland, Österreich und

Bitte lesen Sie auf der nächsten Seite weiter ▶



▲ Gisela Böhme, die Leiterin der Akademie für Fernstudium, wies in ihrem Vortrag auf die guten Möglichkeiten hin, die der Fernunterricht zur Weiterbildung eröffnet hat

der Schweiz über ihre Erfahrungen mit dem „Harzburger Modell“. Alle Gesprächsteilnehmer vertraten übereinstimmend die Ansicht, daß die Wirtschaft heute einen Führungsstil brauche, der die Entscheidungsbereitschaft und das Verantwortungsbewußtsein der Mitarbeiter stärke. Der neue Führungsstil sei durchaus imstande, in vielen Mitarbeitern brachliegende Kräfte zu wecken. Das Selbstbewußtsein der einzelnen Mitarbeiter steige, die Mitarbeit werde lebendiger, die Probleme würden sachlicher behandelt, und die Freude an Leistung und Erfolg erhöhe sich. Insgesamt gesehen, verbessere sich das Betriebsklima, so daß in den von den Gesprächsteilnehmern geführten Unternehmen die Fluktuation gesunken und der Umsatz gestiegen sei.

Nun auch gute Erfahrungen mit dem Fernunterricht

Zwei weitere Vorträge beschlossen das reichhaltige Programm des Jubiläumstages. Der eine, den der Hamburger Professor Dr. Jürgen sen hielt, beschäftigte sich mit dem Strukturwandel in der Wirtschaft und seinen Rückwirkungen auf die Unternehmenspolitik.

In dem anderen wies Frau Gisela Böhme, die Leiterin der Akademie für Fernstudium, vor allem auch darauf hin, wie vorteilhaft den Unternehmen auf dem Wege des Fernunterrichtes Gelegenheit gegeben werde, breite Kreise der mittleren und unteren Führungsschicht mit einem verhältnismäßig geringen Kostenaufwand, ohne Arbeitsausfall und ohne einen umfangreichen Einsatz von Lehrkräften, in kürzester Zeit mit Harzburger Gedankengut vertraut zu machen. Das nach den erprobten pädagogischen Grundsätzen sehr sorgfältig aufbereitete Lehrmaterial, das die Grundprinzipien und Techniken der Führung im Mitarbeiterverhältnis enthalte, lasse sich ohne weiteres im echten Fernunterricht erarbeiten. Das wesentlich Neue an dem in Bad Harzburg entwickelten Fernstudium aber sei die Vielzahl der Kombinationsmöglichkeiten dieses Lehrmaterials mit den innerbetrieblichen Weiterbildungsmaßnahmen. Durch die pädagogische Vorarbeit, die in Harzburg geleistet worden sei, werde es möglich, das reine Fernstudium durch Direktunterricht und Gruppendiskussionen zu vertiefen und voranzutreiben, ohne daß ein umfangreicher Lehrstab benötigt werde. Angehörige der Ausbildungsabteilungen wie aufgeschlossene Mitarbeiter aus allen Bereichen könnten ohne weiteres anhand der Arbeitshefte Gruppendiskussionen leiten. Die Akademie übernehme die erforderliche Betreuung der Fernstudierenden wie die Heranbildung der Gruppenleiter. Abschlußseminare und Zwischenkurse in Bad Harzburg oder bei den betreffenden Unternehmen hätten eindeutig bewiesen, wie erfolgreich der Fernunterricht sein könne.

Im übrigen habe sich herausgestellt, daß der oft gegen den Fernunterricht vorgebrachte Einwand, daß die Mitarbeiter weder bereit noch in der Lage wären, außerhalb der Arbeitszeit anhand von schriftlichem Material sich um ihre Weiterbildung zu bemühen, ein Vorurteil sei. Bei der heutigen modernen Entwicklung von Wirtschaft und Technik, die sich ständig im Fluß befinde und dauernde Wandlungen mit sich bringe, könne ein Unternehmen, das konkurrenzfähig bleiben wolle, ohne ständige Weiterbildung seiner Kräfte gar nicht auskommen. Es gehöre deshalb zur Führungsaufgabe jedes Vorgesetzten, seine Mitarbeiter zu einer Vervollkommenheit ihrer Fähigkeiten immer wieder anzuregen und gleichzeitig die Freude an der Erweiterung ihres Wissens und Könnens zu wecken.

Wissenswertes

auf einen Blick

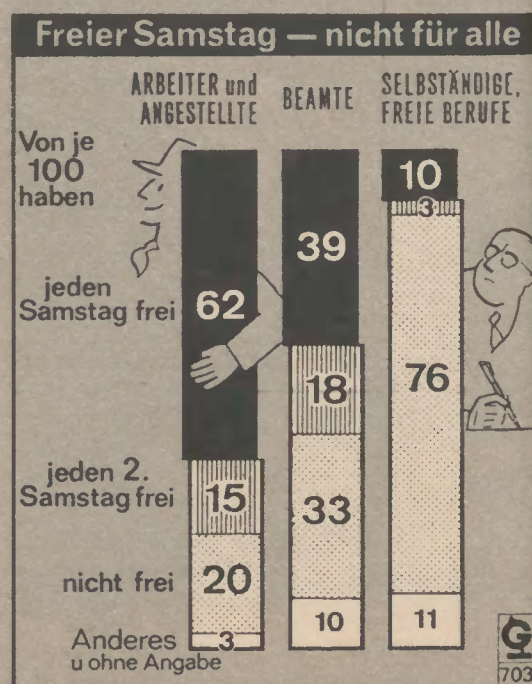
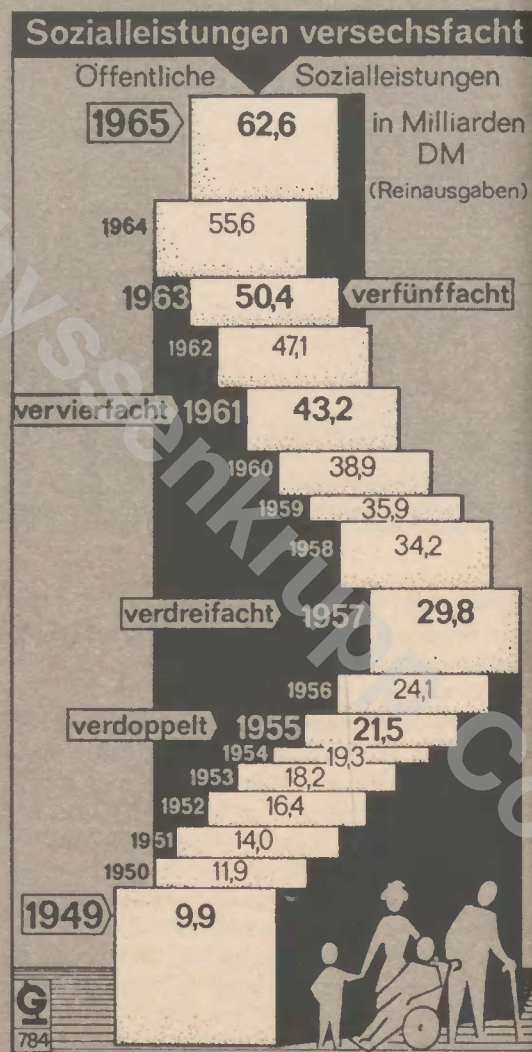


An den Wohlstand gekoppelt

Mit 62,6 Milliarden Mark Sozialleistungen im vergangenen Jahr ist ein eindrucksvoller Höchststand erreicht: die öffentlichen Sozialleistungen haben sich seit 1949 versechsfacht. Der Sozialaufwand ist sogar noch schneller gewachsen als die wirtschaftliche Gesamtleistung, aus der die Sozialleistungen bezahlt werden müssen. Denn diese Gesamtleistung – das Bruttosozialprodukt – erreichte 1965 „nur“ gut den fünffachen Wert von 1949. Gewiß, diese sich steil nach oben türmende Ausgabentreppe hat nicht geradenwegs ins soziale Himmelreich geführt. Aber eines ist doch weltgehend erreicht: Für die Alten, Kranken und Hilfsbedürftigen ist nicht nur gesorgt; sie sind überdies durch ständig verbesserte Leistungen an den Zug der Löhne und Gehälter angekoppelt. Im wichtigsten Zweig der öffentlichen Sozialleistungen, der Rentenversicherung, ist das sogar von Gesetzes wegen so. Die neu festzusetzenden Renten folgen dem Anstieg der Arbeitsverdienste – freilich mit einem Abstand von drei Jahren – automatisch nach.

Jeder Dritte kennt nur die 6-Tage-Woche

Während für einen großen Teil der Erwerbstätigen das Wochenende schon seit Jahren am Freitagabend beginnt, kennt fast jeder Dritte den freien Samstag nur vom Hörensagen. 31 Prozent arbeiten nämlich in ihrem Beruf regelmäßig auch samstags, wie aus einer Untersuchung des Instituts für angewandte Sozialwissenschaft hervorgeht. Abgesehen von der Landwirtschaft, wo „samstags frei“ die reine Ausnahme darstellt, sind es vor allem Handels-, Verkehrs- und Dienstleistungsbetriebe, in denen noch samstags gearbeitet werden muß.



ES GESCHAH VOR DREISSIG JAHREN

Golo Mann, Historiker und Schriftsteller, geboren am 27. März 1909 als der zweite Sohn des Dichters und Nobelpreisträgers Thomas Mann, war von 1960 bis 1965 Ordinarius für Politische Wissenschaften an der Technischen Hochschule in Stuttgart, an der er heute als Honorar-Professor lehrt, und am Claremont Men's College in Kalifornien. Seine wichtigsten Veröffentlichungen sind: „Vom Geist Amerikas“ (1954), „Außenpolitik“ (1958) und „Deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts“ (1958); außerdem ist er Herausgeber der „Propyläen“-Weltgeschichte.



Adolf Hitlers „Machtergreifung“ und die folgenden Machtsicherung waren im August 1934 praktisch beendet. Von da ab war ein offener Widerstand gegen das Regime nicht mehr möglich, ein verdeckter, sich heimlich verschwörend, im Rahmen des Regimes selbst nach Korrekturen suchender mit höchster Lebensgefahr verbunden. 1938 schrieb der englische Botschafter in Berlin: „Die Stimmung geht entschieden gegen den Krieg, aber die Nation befindet sich hilflos im Griff des Nazisystems . . . Die Menschen sind wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden . . .“ Im Herbst 1938 war das nichts Neues mehr. So war es nun schon vier Jahre lang gewesen. Über diese vier Jahre soll heute berichtet wer-

„Es geschah vor dreißig Jahren“: Unter diesem Titel berichtete im Februar 1963 in WERK UND WIR Professor Golo Mann über die historischen Hintergründe des 30. Januar 1933, des Tages der „Machtergreifung“, des Tages, an dem Adolf Hitler deutscher Reichskanzler wurde und das deutsche Volk seinen unglückseligen, schuldbeladenen Weg in den „totalen“ Zusammenbruch des Jahres 1945 antrat. In einem zweiten Aufsatz (im Mai-Heft 1964) berichtete Golo Mann, wie sich Deutschland innerhalb kürzester Frist in eine Diktatur, in einen Staat des Unrechtes verwandelte. Nunmehr schildert er uns in dem nachfolgenden dritten Aufsatz die „friedlichen“ Jahre bis 1938, also jene Zeit vor dreißig Jahren, in denen es Hitler gelang, Deutschland für seine Zwecke tauglich – das heißt: für den Krieg bereit – zu machen. Wie um die beiden ersten Aufsätze, so haben wir Golo Mann auch um diesen Aufsatz gebeten, weil nicht mehr viele Leser unserer Werkzeitschrift die Ereignisse jener Jahre bewußt miterlebt haben und weil vielleicht schon mehr als die Hälfte unserer Belegschaftsmitglieder in jenen Jahren entweder noch nicht geboren oder zumindest doch noch so jung waren, daß sie sich jener Zeit kaum noch erinnern. Da wir alle wünschen, daß unserer Demokratie das Schicksal der Weimarer Republik erspart bleiben möge, so sind wir alle verpflichtet, aus jenen Jahren zu lernen, und es gelten nach wie vor die Worte Golo Manns, die wir seinen ersten Aufsätzen voranstellten: „Es heißt wohl manchmal, unsere jungen Leute interessieren sich nicht mehr für jene blutigen Geschichten, mit denen sie selber gar nichts zu tun hatten; statt ihnen so viel von der ‚unbewältigten Vergangenheit‘ zu erzählen, sollte man sie lieber einführen in ihre eigene Zeit und deren Aufgaben. Ich kann, was mich betrifft, einer solchen nüchternen, praktischen Gesinnung meine Sympathie nicht versagen. Und doch haben wir Älteren ihr Widerstand zu leisten, obgleich ja gerade von unseren eigenen Irrungen, wenn nicht aktiven, dann passiven, die Rede sein muß, wenn von jener Vergangenheit die Rede ist. Die deutsche Jugend soll sie trotzdem kennen, weil ohne sie die gegenwärtige Lage samt allen ihren Gefährdungen nicht verstanden, nicht gerecht bewertet werden kann.“

Jedoch nur kurz über die Ereignisse; mehr über den Geist, der hinter den Ereignissen stand, über den einen Menschen, der den Gang der Ereignisse vorwärtstriebe, und ohne den sie ganz bestimmt nicht so gekommen wären.

Ohne Hitler kein „Drittes Reich“

Wir müssen das nehmen, wie es ist, obgleich wir uns darüber wundern mögen. Schließlich haben wir ja oft gehört, daß nicht einzelne Menschen die Geschichte machen, daß sie von den Fortschritten der Wissenschaft und Technik, von den langsamen, unwiderstehlichen Wandlungen der Gesellschaft bestimmt wird, von tiefen breiten Kräften, die kein einzelner kontrol-

▲ Reichsparteitag 1935: Das deutsche Volk jubelte, denn die Not der Wirtschaftskrise schien endgültig gebannt. „Die Menschen sind wie Schafe, die zur Schlachtbank geführt werden“, sagte drei Jahre später der englische Botschafter über die Deutschen, die in der Mehrzahl nicht ahnten – nicht ahnen wollten! –, wie das Endziel aussah, für das sie sich von Adolf Hitler allzu willig „erfassen“, „ertüchtigen“ und „einsetzen“ ließen

liert und deren Produkt niemand voraussagen kann. So ist es wohl auch, aber das Beispiel Adolf Hitlers lehrt, daß es nicht immer so ist. In den Aufzeichnungen, mit denen er sich im Nürnberger Gefängnis die Zeit vertrieb, hat einer von Hitlers Helfershelfern, Hans Frank, geschrieben: „Es war Hitlers Regime, Hitlers Politik, Hitlers Gewaltregiment, Hitlers Sieg, Hitlers Niederlage – nichts anderes.“ Das ist ganz richtig, obgleich nicht in dem Sinn, daß die Helfershelfer dadurch zu Unschuldslämmern gemacht würden. Sicher aber könnte man sich jeden einzelnen von ihnen wegdenken, ohne daß es einen großen Unterschied machen würde. Aber ohne Hitler gab es kein „Drittes Reich“. Er, und er allein unter allen seinen Anhängern, hat Geschichte gemacht.

Freilich, auch seine Taten wurden nicht aus dem Nichts heraus getan. In früheren Artikeln habe ich zu zeigen versucht, wie zur einen oder anderen Zeit starke Gruppen der deutschen Gesellschaft ihm entgegenkamen: Gruppen der Industrie, militärische Gruppen, politische Parteien, Kreise der hohen Bürokratie und Justiz, momentan selbst die christlichen Kirchen oder doch Teile von ihnen. Alle diese Protektoren, zeitweise Verbündeten, „Mitläufer“, irrten sich in ihm, sei es, daß sie ihm bessere Ziele zutrauten, als er hatte, sei es, daß sie ihn für die ihren ausnutzen zu können glaubten. Aber er war stärker und schlauer als sie alle und nutzte sie aus, nicht umgekehrt. Außerhalb Deutschlands hat man Hitler sehr lange als ein bloßes Werkzeug der „Schwerindustrie“ oder der Reichswehr, der „preußischen Generalität“ angesehen. Das war ein Irrtum; die Werkzeuge waren die anderen, nicht er. Ferner ist zu sagen, daß er Glück hatte. Daß Deutschland den ersten Weltkrieg verloren

hatte und mit seiner Niederlage moralisch nicht fertig wurde, war sein Glück; hier war die Wunde, in der er wühlen konnte. Auch die große, 1929 einsetzende Wirtschaftskrise war sein Glück; er hatte sie durch seine Umtriebe noch vertieft, aber verursacht hatte er sie keineswegs, das lag nicht in seiner Macht; nun, 1930-1932, trieb sie ihm die verzweifelte Wählermassen zu. Glück hatte er mit Europa, nachdem er Reichskanzler geworden war; mit der unsoliden und falschen politischen Konstruktion Osteuropas, mit der inneren Zerrissenheit und Schwäche Frankreichs, mit der Friedenssehnsucht, der Leichtgläubigkeit, der oft aus Unglaubliche grenzenden Blindheit der Engländer und Franzosen. Aber zum Glück gehört einer, der davon Gebrauch zu machen weiß. Zu all den widerstrebenden Kräften, die zur Verfügung standen, gehörte einer, der sie mobilisierte und sich untertan machte. Hitler ist nicht von irgendwelchen Interessengruppen gemacht worden – mögen sie ihn auch zur Macht verholfen haben –, er hat sich selber gemacht. Er war zugleich der Exponent sehr starker, alter deutscher Überlieferungen, sehr starker seiner Zeit angehörender Tendenzen, und auch ein Energiezentrum aus eigener Kraft. Wäre er das Letztere nicht gewesen, so hätte die deutsche und europäische Geschichte im zweiten Drittel unseres Jahrhunderts einen anderen Verlauf genommen.

„Was nicht stark genug ist, wird unbarmherzig beseitigt“

Was war denn nun seine Philosophie, seine „Weltanschauung“ und, aus ihr folgend, sein Ziel? Diese Frage ist auf den ersten Anblick leicht zu beantworten. Und zwar gilt die gleiche Antwort für sein ganzes Leben, von den ersten

Dokumenten seiner Reifezeit, etwa 1919, bis zu den letzten Stunden im Keller der Reichskanzlei. In einer Rede, die er im Juni 1944 vor deutschen Offizieren hielt, sagte Hitler, noch einmal seine Weltanschauung zusammenfassend, die keine humane, geschweige denn christliche Grundlage hatte: „Zu den Vorgängen, die wesentlich unveränderlich sind, durch alle Zeiten hindurch gleichbleiben und sich nur in der Form der angewandten Mittel ändern, gehört der Krieg. Die Natur lehrt uns bei jedem Blick in ihr Walten, in ihr Geschehen hinein, daß das Prinzip der Auslese sie beherrscht, daß der Stärkere Sieger bleibt und der Schwächere unterliegt... Es ist eine andere Weltordnung und ein anderes Weltgesetz nicht denkbar in einem Universum, in dem die Fixsterne Planeten zwingen, um sie zu kreisen und Planeten Monde in ihre Bahn bringen, in dem im gewaltigsten, gigantischen Geschehen Sonnen eines Tages zerstört werden und andere an ihre Stelle treten. Sie lehrt uns, daß auch, was im Großen gilt, im Kleinen genauso als Gesetz selbstverständlich ist. Sie kennt vor allem nicht den Begriff der Humanität, der besagt, daß der Schwächere unter allen Umständen zu fördern und zu erhalten sei... Diese Welt haben nicht wir Menschen geschaffen, sondern wir sind nur ganz kleine Bakterien oder Bazillen auf diesem Planeten. Wir können diese Gesetze nicht ableugnen, wir können sie nicht beseitigen... Das, was dem Menschen dabei als grausam erscheint, ist vom Standpunkt der Natur aus selbstverständlich. Ein Volk, das sich nicht zu behaupten vermag, muß gehen und ein anderes an seine Stelle treten... Die Natur streut die Wesen auf die Welt aus und läßt sie dann um ihr Futter, um ihr tägliches Brot ringen, und der Stärkere behält oder erobert diesen Platz und der Schwächere verliert ihn oder er bekommt keinen. Mit

anderen Worten, der Krieg selbst ist an sich unvermeidlich... Die Kleinheit eines Staates, einer Nation oder eines Volkes bestimmt nicht etwa die Natur zu einem Mitleid, sondern im Gegenteil, was nicht stark genug ist, wird von ihr unbarmherzig beseitigt, und in dieser scheinbar unbarmherzigen Grausamkeit liegt letzten Endes die kalte Vernunft.“ So hieß es, weniger als ein Jahr vor dem Ende.

Zwanzig Jahre früher hatte Hitler in seinem Buch „Mein Kampf“, und zwar gleich auf der ersten Seite geschrieben: „Erst wenn des Reiches Grenze auch den letzten Deutschen umschließt, ohne mehr die Sicherheit seiner Ernährung bieten zu können, erstet aus der Not des eigenen Volkes das moralische Recht zur Erwerbung fremden Grund und Bodens. Der Pflug ist dann das Schwert, und aus den Tränen des Krieges erwächst für die Nachwelt das tägliche Brot.“

Vier Jahre später sagte er in einer Rede: „Die Idee des Kampfes ist so alt wie das Leben selbst, denn das Leben wird nur dadurch erhalten, daß anderes Leben im Kampf zugrunde geht... In diesem Kampf gewinnt der Stärkere, Fähigere, während der Unfähigere, der Schwache verliert... Nicht durch die Prinzipien der Humanität lebt der Mensch oder ist er fähig, sich neben der Tierwelt zu behaupten, sondern einzig und allein durch die Mittel brutalsten Kampfes...“ Mit solchen Äußerungen Hitlers könnte man ganze Bände füllen. Und darauf kommt es an. Man kann einen Politiker, überhaupt einen Menschen, ja nicht durch irgendeine Bemerkung identifizieren, die er irgend einmal gemacht hat; wer redet nicht gelegentlich leichtsinniges Zeug? Wenn aber einer von Anfang bis zu Ende immer dasselbe sagt, in geheimsten Konferenzen wie in öffentlichen Reden und gedruckten Büchern, und wenn er dann entsprechend auch

handelt, so ist der Schluß unwiderleglich: So ist er gewesen, und das hat er getan, weil er so dachte und so wollte.

Originell waren Hitlers Gedanken über ewigen Krieg, Grausamkeit der Natur, Überleben des Starken, wohlverdienten Untergang des Schwachen an sich nicht. Es waren Gedanken, die im späten 19. Jahrhundert in der Luft lagen; heruntergekommenes Erbe von Darwins „Entstehung der Arten“, das man aus der Naturwissenschaft auf die Politik plump vereinfachend übertrug. Als junger Mensch hatte Hitler sich das aus billigen Broschüren angelesen. Aber nicht jeder, der sich falsche oder viertelrichtige Theorien anliest, verwirklicht sie auch. Dazu gehörte die ungeheure Energie und Schlaueit, die Hitler besaß; diese Gaben darf man ihm nicht streitig machen.

Das Ziel: ein für den Krieg taugliches Reich

Was schon während seiner dunklen, faulen Wiener Jugend in ihm gährte, kam zur Reife unter der Erfahrung des ersten Weltkrieges, in dem er, das soll man wieder nicht bestreiten, ein tapferer Soldat war, wie Millionen andere. In der Hölle des Stellungskrieges an der Westfront glaubte er die Welt kennenzulernen, wie sie wirklich ist. Die Ergebnisse der Grübeleien, denen er damals nachhing, waren die folgenden. Erstens: Zu Kriegführung gehören nicht nur Soldaten und Kanonen, sondern auch Propaganda, „psychologische Kriegsführung“. Hierin sind die Angelsachsen uns bei weitem überlegen; das nächstmal müssen wir die Überlegenen sein. Zweitens: Ein großer Krieg lohnt sich nur um große Ziele, Eroberung weiten neuen „Lebensraumes“ für die Nation. Zu solchen Zielen hat die schwache, von humanen Zweifeln geplagte kaiserliche Regierung nicht

den Mut gehabt. Auch das muß das nächstmal ganz anders sein. Drittens: Zu einem großen Krieg gehört die eiserne innere Geschlossenheit des Volkes unter einem einzigen Führer, der zugleich die Politik und den Krieg leitet. Parteien, Parlamentarismus, Pressefreiheit usw. sind nicht zu dulden. Wer am Sieg zweifelt oder die Kriegsanstrengung irgendwie sabotiert, ist zu vernichten. Viertens: Der erste Weltkrieg hätte gewonnen werden können, hätte man sich an diese Grundsätze gehalten. Er war auch im November 1918 noch zu gewinnen. Verloren wurde er, weil es im Inneren zuviel Freiheit gab und sozialdemokratische „Verräter“ diese Freiheit gebrauchten, um die Front „von hinten zu erdolchen“. Also mußte man es das nächstmal ganz anders machen. Von dem Gedanken, daß es nie, nie wieder einen „9. November 1918“ geben sollte, war Hitler wie behext. Im Grunde erklärt sich der ganze Aufbau des NS-Staates daraus; vor allem aber die Haltung des „Führers“ in den letzten Jahren und Monaten seines Krieges. 1918 hatte man „fünf Minuten vor zwölf“ aufgehört; er würde „fünf Minuten nach zwölf“ aufhören.

Was war an diesen Ansichten richtig, was falsch? Nun, richtig war, daß die Politik wie auch die Propaganda der Westmächte im ersten Weltkrieg in der Tat viel besser gewesen war als die deutsche. Richtig war wohl auch, daß Deutschland im Herbst 1918 noch eine Weile hätten weiterkämpfen können. Wie lange? Etwa ein halbes Jahr. Die Lage war damals ungefähr der von Herbst 1944 zu vergleichen. Vom Westen, Süden, Südosten vordringend, hätten die Sieger sich etwa im Mai 1919 in Berlin getroffen; das wäre vielleicht besser gewesen, weil es die Legende vom „unbesiegteten Heer“ und vom „Dolchstoß in den Rücken der Front“ widerlegt hätte. Die Bitte um Waffenstillstand,

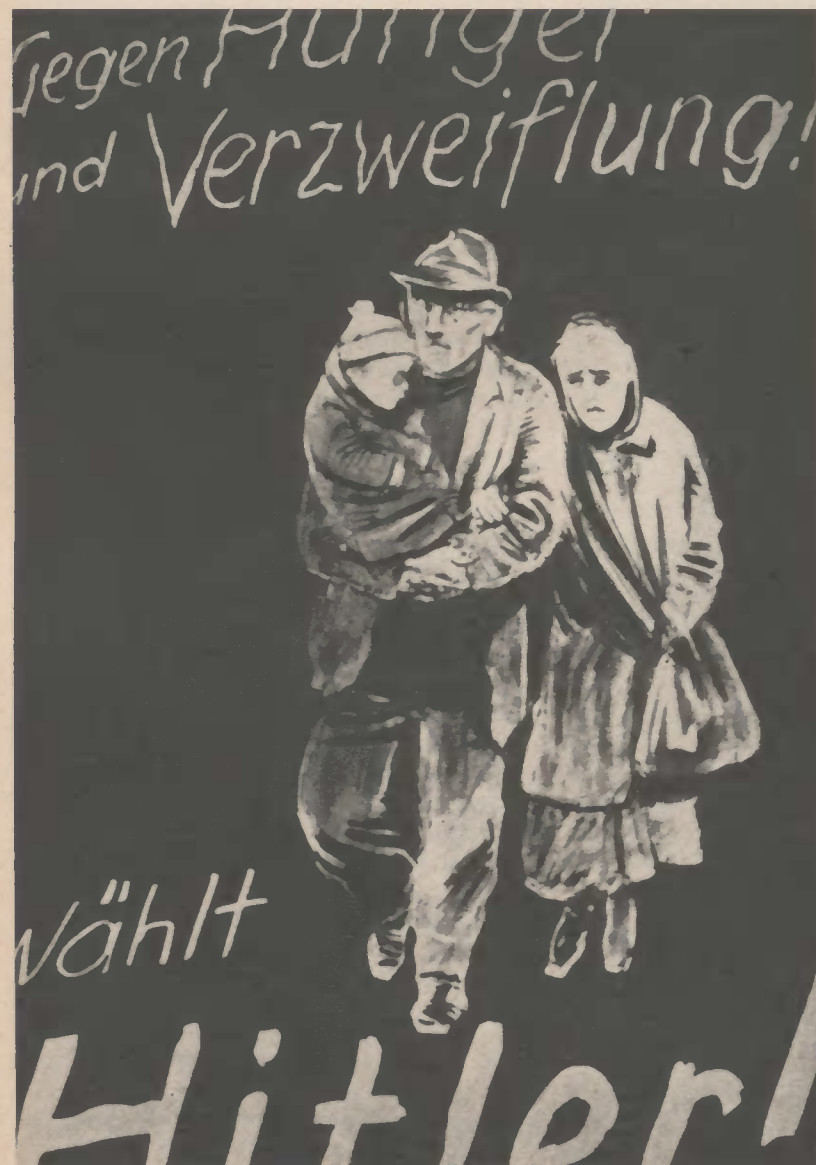
die Deutschland am 2. Oktober 1918 ergehen ließ, war aber nicht das Werk der Sozialdemokraten, die damals im Traum nicht an dergleichen dachten. Sie war das Werk von Hitlers späterem Verbündeten, dem General Ludendorff, der dann selbst das furchtbare Wort vom „Dolchstoß“ aufbrachte. Und wenn Politik und Propaganda bei den Westmächten klüger und wirkungsvoller waren, so vergaß Hitler eines: Es waren demokratische Staaten, es waren parlamentarische Regierungen, Gemeinwesen mit freier Presse, freier Kritik und Diskussion, die hier sich besser bewährten als die deutsche Militärdiktatur.

Jedenfalls: Das, was Hitler aus dem ersten Weltkrieg gelernt zu haben glaubte, hat seine Führung des zweiten völlig bestimmt und hat auch schon den Aufbau des „Dritten Reiches“ im Frieden bestimmt, denn es sollte ja eben ein diesmal für den Krieg wirklich taugliches Reich sein. Teurer ist nie der geschichtliche Irrtum eines einzelnen Menschen bezahlt worden.

Uraltes europäisches Laster: der Judenhaß

Eine andere wüste Stimmung, die während Hitlers Jugend wieder einmal in der Luft lag, war der Judenhaß. Dies uralte europäische Laster ist keineswegs auf Deutschland beschränkt. Zu Zeiten sind die Franzosen schlimmere Antisemiten gewesen als die Deutschen; die Russen und Polen nur zu oft. Gerade in Deutschland hatten die Juden sich im 19. Jahrhundert alles in allem eine gleichberechtigte Stellung gewonnen und sich ihrer würdig gezeigt; Bismarck zum Beispiel verschmähte die Mitarbeit und Hilfe deutscher Juden keineswegs. Aber, beginnend mit den achtziger Jahren konnte man vielen Menschen einreden, daß an den von der industriellen Revolution verursachten Nöten ihres Lebens eigentlich die Juden schuld seien; konservative Gruppen verschmähten nicht, schleichende Unzufriedenheiten, die sich gegen sie selber zu richten drohten, demagogisch auf „die Juden“ abzulenken, eine gefährliche Kriegslist, gegen welche Sozialdemokraten und Gewerkschaften mit nur teilweise Erfolg ankämpften. Besonders stark war der Antisemitismus im alten Österreich. In dessen Hauptstadt sog der junge Hitler ihn wieder aus Broschüren und Büchern viertelgebildeter Phantasten ein: die teuflische Weltverschwörung der Juden, die göttergleiche Überlegenheit der „nordischen Rasse“ oder „Arier“ oder anderen solchen Unsinn, der seine Begier befriedigte, für alle Fragen und Rätsel einen einzigen Schlüssel in die Hand zu bekommen. Halb pornographisch, halb wahnsinnig liest sich, was noch der gereifte Mann in seinem Buch „Mein Kampf“ über die Juden schrieb: „Der schwarzhaarige Judenjunge lauert stundenlang, satanische Freude in seinem Gesicht, auf das ahnungslose Mädchen, das er mit seinem Blute schändet und damit seinem, des Mädchens Volke, raubt. Mit allen Mitteln versucht er die rassischen Grundlagen des zu unterjochenden Volkes zu verderben. So wie er selber planmäßig Frauen und Mädchen verdirbt, so schreckt er auch nicht davor zurück, selbst in größerem Umfang die Blut-schranken für andere niederzureißen. Juden waren und sind es, die den Neger an den Rhein bringen, immer mit dem gleichen Hintergedanken und klaren Ziele, durch die dadurch zwangsläufig eintretende Bastardisierung die ihnen verhaßte weiße Rasse zu zerstören...“ Dieser Judenhaß, dem Hexen-Aberglauben des späten Mittelalters vergleichbar, war Hitlers echtste Leidenschaft, eigentlich seine einzig ganz echte; bis zu dem Testament, das er im Bombenkeller der Reichskanzlei diktierte, ist er ihr treu geblieben.

Was man seinen „Nationalismus“ nennt, war



1 Das Elend der Wirtschaftskrise zwischen 1929 und 1932 war Hitlers Glück: es trieb ihm die Masse der Wähler zu

2 In wenigen Jahren wurde Hitler Herr der Arbeitslosigkeit, weil er auf dem aufbauen konnte, was andere vorbereitet hatten. Außerdem verstand er, die „richtigen“ Leute um sich zu scharen. Auf seine Frage, wieviel Geld für ein Arbeitsbeschaffungsprogramm aufzubringen sei, antwortete ihm der damalige Reichsbankpräsident Schacht (unser Foto): „Soviel Sie wollen!“ So entstanden mit Schachts Hilfe die Arbeitsprogramme der Regierung, die dann die Grundlage für seine Kriegsplanungen waren

3 Symbol Hitlers konsequenter Wirtschaftspolitik waren und sind die – allerdings lange vor seiner Machtergreifung geplanten – Autobahnen. Der erste Spatenstich ist auf diesem Foto festgehalten

ebenso durch seine frühen Erfahrungen im Reich der Habsburger geprägt. Dort, im Vielvölkerstaat, wo Slawen, Deutsche und Magyaren unter einem einzigen politischen Dache hausten, aber, anstatt sich zu vertragen, in törichtem Dünkel gegeneinander wüteten, wirkte das Gift des Nationalismus stärker als irgendwo sonst in Europa. Dort hat Hitler sich seine Verachtung der slawischen Völker, besonders seinen Haß gegen die „hussitisch-bolschewistischen“ Tschechen erworben; dort die Überzeugung, daß alle Deutschen in ein einziges Reich gehörten, welches dann die Slawen sich unterwerfen müßte. Aus dem Haß gegen seine Heimat, besonders gegen Wien, macht er in „Mein Kampf“ keinen Hehl. Nachdem er Österreich 1938 erobert hatte, blieb er in der Hauptstadt nur eine einzige Nacht. Bald darauf strich er sogar den uralten Namen „Österreich“ aus und ersetzte ihn durch „Alpen- und Donau-Gaue“. Hitler: „Wenn das deutsche Volk nicht bereit ist, sich für seine Selbsterhaltung einzusetzen, gut: dann soll es verschwinden.“ Aus alledem könnte man schließen, daß Hitler sein eigenes Volk, das deutsche, überaus „geliebt“ hätte. Aber damit ist es eine zweifelhafte Sache. Wer die Menschen so verachtet wie Hitler, wer sie als Bazillen und Erdwürmer bezeichnet, wer bereit ist, ganze Völker „auszurotten“ – sein bevorzugtes Wort –, warum sollte der nun gerade das eine Volk lieben, dem er zufällig angehört, und das doch auch nur aus Menschen besteht? Sehr deutlich hat Hitlers Menschenverachtung denn auch vor seinen geliebten Deutschen nicht haltgemacht. Nicht nur von den Industriearbeitern – „die ja doch nur Brot und Spiele wollen“, und über die man mit „rücksichtsloser Brutalität“ zu herrschen hatte –, von der ganzen Nation hat er stets mit einem nicht zu überbietenden Hochmut ge-

sprochen. Seine ganze Kunst der Propaganda beruhte ja darauf: wie das „Volk“ eigentlich „weiblichen“ Charakters sei, wie man ihm immer nur das Einfachste sagen dürfte und nicht einmal, sondern tausendmal einhämmern müsse, wie man am wirkungsvollsten zu ihm spreche, wenn es müde und von stundenlanger Musik schon halb betäubt sei, solche und andere Geheimnisse des Handwerkes werden in einem Kapitel seines Buches mit erstaunlicher Offenheit dargelegt. Im Krieg hat er dann über den Tod von Millionen auch „deutscher Menschen“ nicht ein Wort des Bedauerns verloren: „Dafür sind die jungen Leute doch da.“ Tausende auch seiner geliebten Deutschen ließ er an den Galgen oder unter das Fallbeil bringen, weil sie sich einen harmlosen Witz über ihn erlaubt hatten. Und völlig konsequent wandte er seine Theorie vom „Recht des Stärkeren“ auch auf das eigene Volk an: Wenn es nicht zu siegen verstand, dann verdiente es das gleiche Schicksal zu erleiden, was er selber den Russen und Polen hatte bereiten wollen. So war die Natur nun einmal. So äußerte er sich nicht erst in den letzten Wochen des Krieges, sondern schon 1942, während des ersten russischen Kriegswinters: „Ich bin auch hier eiskalt: Wenn das deutsche Volk nicht bereit ist, sich für seine Selbsterhaltung einzusetzen, gut: dann soll es verschwinden.“ Alle solchen Bemerkungen aus Hitlers „Tischgesprächen“ wurden, nach seinem eigenen Befehl, genauestens mitsteno-graphiert, damit der Nachwelt keines der kostbaren Worte verlorengehe! Angesichts solcher Worte und solcher Taten muß man sehr blind sein, um zu glauben, Hitler sei ein liebevoller Freund seines eigenen Volkes gewesen. Letztthin liebte er nur ein einziges auf der Welt, das eigene Ich. Sich selber der Welt zu beweisen und aufzudrängen, immer mehr

Macht in sich zu konzentrieren, sich zum Herrn zu machen und mit Hilfe der Nation, der er zufällig angehörte, vor allem aber „auszurotten“ erst die Gegner im eigenen Land, dann Gegner außerhalb Deutschlands und zum Schluß ganze Völker, vor allem es denen einzutrinken, sie zu Kindern des Todes und der Hölle zu machen, die je über ihn gelacht hatten, dies war der ihn im Tiefsten beherrschende Trieb. In einer Rede, die er 1942 in Berlin hielt, heißt es: „Die Juden haben auch einmal über mich gelacht. Ich weiß nicht, ob sie jetzt noch lachen, oder ob ihnen das Lachen vergangen ist.“ Als er diese Worte sprach, wußte er gut, was, im gleichen Moment und auf seinen Befehl, in den polnischen Mordlagern, in Auschwitz und Treblinka vor sich ging, wie da Männer, Frauen, kleine Kinder, zu Hunderten nackt in „Duschräumen“ zusammengepfercht, mit Gas erstickt, oder wenn das Gas nicht funktionierte, lebendig verbrannt wurden. So war der Mann beschaffen, dem der deutsche Reichstag im März 1933 mit großer Mehrheit diktatorische Vollmachten erteilte und der seit dem August 1934 der unumschränkte Herr Deutschlands war. Müssen wir sagen, daß er, auf der Oberfläche, auch andere Charakterzüge hatte? Reine Teufel gibt es auf Erden nicht, und auch dieser war kein solcher. Er konnte gemütlich sein; ein freundlicher Gastgeber, ein anregender Plauderer. Er liebte die Berge; er liebte Musik, Theater, Kino; er liebte Hunde und andere Tiere; auch die Kinder, besonders die blonden. Er war Helfern und Freunden dankbar und hielt ihnen die Treue, solange er sie nicht erdrosseln ließ oder zum Selbstmord zwang. Er war intelligent, besaß in hohem Grade das, was man gesunden Menschenverstand nennt. Man mag einwenden, das sei unmöglich; ein geisteskranker Schurke könnte doch keinen „gesunden

Menschenverstand“ haben. Aber es war doch so. Ein Mensch wie er ist nicht aus einem einzigen Stück gemacht, seine Seele hat verschiedene Schichten, und einige davon waren so ganz übel nicht. So wollte er denn auch, zumal in den ersten Jahren seiner Herrschaft, seinen geliebten Deutschen manches Gute: Arbeit für alle, Urlaubsreisen für alle, Hilfe für die Ärmsten (das „Winterhilfswerk“), eine wirtschaftlich gesicherte Bauernschaft, ein möglichst gesundes Leben für alle, ja und dann den „Volkswagen“ für den „kleinen Mann“, eine Idee, die er zwar wegen des Krieges nicht mehr ausführen konnte, die aber immerhin seine Idee war. Aus solchen und anderen Versprechen und Einrichtungen erklärt es sich, daß noch heute viele Leute uns versichern, es sei damals „in Wirklichkeit alles ganz anders gewesen“, oder es sei „manches gut“ gewesen. Natürlich war manches gut. Unter jedem Regime ist manches gut; ein Diktator, der gar nichts leistete, könnte sich trotz allen Terrors nicht halten, und wer unumschränkte Macht hat, kann und muß auch „manches Gute“ mit ihr tun. Bei Hitler ist die Frage, was das Stärkste in ihm war. Das Stärkste in ihm war teuflisch; das Stärkste mußte herauskommen und „Kraft-durch-Freude-Fahrten“, Kinderkrippen und Volkswagen unter sich begraben.

1936 gab es keine Arbeitslosen mehr

Unter dem „manchen Guten“, was Hitlers Herrschaft in den ersten Jahren leistete, steht die Überwindung der Arbeitslosigkeit obenan. Sie war keine Wundertat. Die Leiter der Weimarer Republik hätten sie auch vollbringen können, wenn sie nur den Mut dazu gehabt hätten und nicht von der Angst vor einer neuen Inflation völlig behext gewesen wären. Statt dessen hatte der Reichskanzler Brüning die wütende Deflation durch immer noch mehr Deflation bekämpfen wollen; so als ob man einen vergifteten Patienten heilen wollte, indem man ihm immer noch mehr Gift zu schlucken gäbe. Wenige Tage nach seinem Regierungsantritt ließ Hitler den Reichsbankpräsidenten Luther kommen und fragte ihn, wieviel Geld er ihm für ein öffentliches Arbeitsbeschaffungsprogramm zur Verfügung stellen könnte. Luther nannte eine lächerlich kleine Zahl, 200 Millionen. Darauf stellte Hitler die gleiche Frage dem ehemaligen Reichsbankpräsidenten Schacht und erhielt die klügere Antwort: „Soviel Sie brauchen.“ Wieder an die Spitze der Reichsbank getreten, hielt Schacht sein Versprechen. Man wirft ihm wohl noch heute vor, er habe der Regierung Geld durch „zweifelhafte Manöver“ verschafft, aber dieser Vorwurf ist nicht stichhaltig. Schacht, was immer man von seinem Charakter denken mag, war ein Köhner in seinem Fach, und er tat das in der gegebenen Situation Richtige. Es trifft auch nicht zu, daß die von ihm in Umlauf gebrachten Geldmittel alsbald inflatorische Wirkung gehabt hätten. Sie hatten das nicht, solange der gesteigerten Nachfrage eine gesteigerte Güterproduktion entsprach. Die großen Arbeitsprogramme der Regierung, Post, Reichsbahn und so fort, die Maßnahmen zur Stützung der Rohstoffpreise, der Landwirtschaft und gewerblichen Betriebe vermehrten Löhne und Gehälter und damit die Nachfrage nach Konsumgütern, die wiederum neue Arbeitsplätze schuf. Im Januar 1933 hatte Deutschland 6 Millionen Vollarbeitslose gehabt. 1936 waren es knapp zwei Millionen, und noch ein Jahr später waren sie ganz verschwunden.

◀ Hitler beseitigte die Arbeitslosigkeit: der Preis war die „Gleichschaltung“. Aus einem Volk vieler einzelner wurde eine willenlose Masse, über die Hitler zu verfügen wußte. Unsere Bilder zeigen den Arbeitsdienst bei gymnastischen Vorführungen und eine „Kraft-durch-Freude-Übungsstunde“ junger Frauen

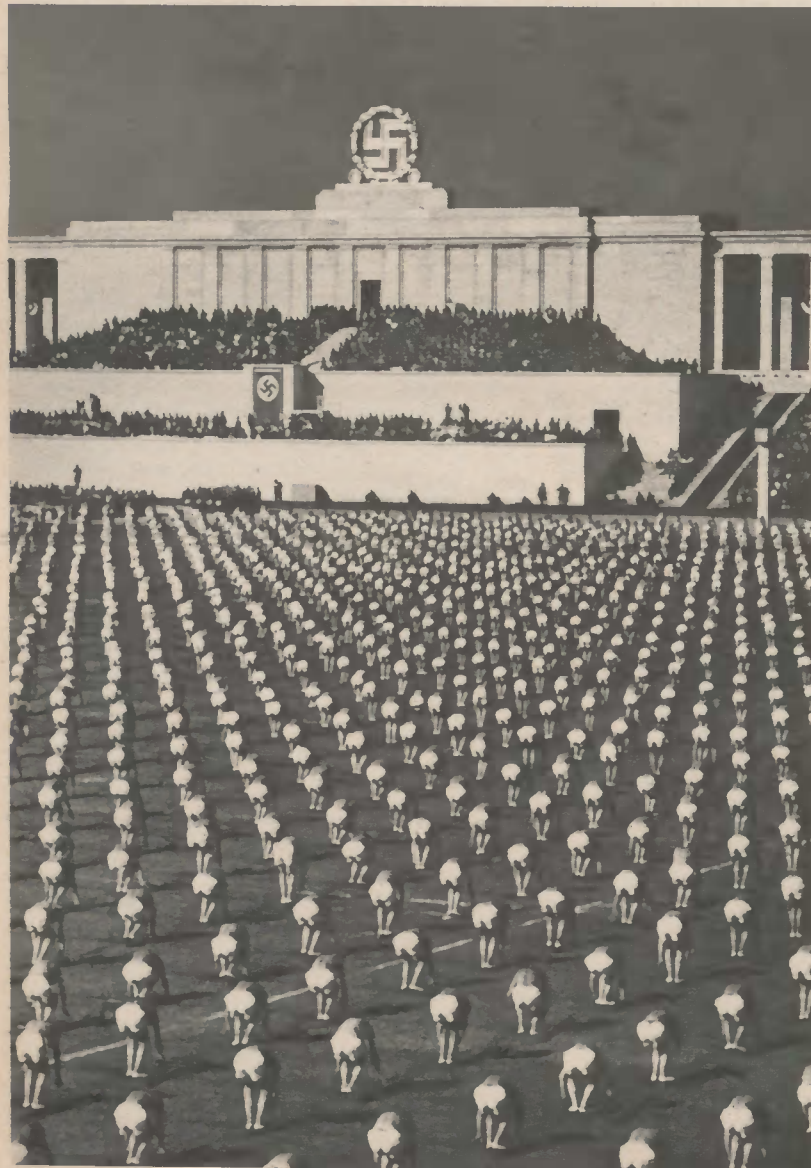


▲ Wer sich nicht gleichschalten ließ, wurde erbarmungslos verfolgt. Aus dem Jahr 1933 stammt diese Aufnahme des Konzentrationslagers Oranienburg bei Berlin

herzustellende Rohstoffe oder Ersatzstoffe. Von nun an hieß es, Kosten spielten keine Rolle mehr, es käme nur darauf an, daß überhaupt produziert werde. Immer mehr nahm die Industrie ihre Aufträge vom Staat und deranschwellenden neuen Wehrmacht. Da nun die Arbeitsreserven erschöpft waren, gingen neue Produktionssteigerungen in dem Gebiet, welches den Staat interessierte, auf Kosten der Konsumenten. Lange bevor der Krieg begann, war die deutsche Wirtschaft schon wesentlich Kriegswirtschaft mit allen ihren Folgeerscheinungen. Das war logisch, denn das ganze „Dritte Reich“ war für den Krieg da und Kriegsstaat, lange bevor der Krieg begann. Dr. Schacht, der zu klug war, um nicht zu merken, was hier gespielt wurde und wo es enden würde, nahm seinen Rücktritt als Wirtschaftsminister 1937, Januar 1939 auch als Reichsbankpräsident. In den ersten Jahren hat er Hitler unschätzbare Dienste geleistet. Wie es denn überhaupt eine Gabe des Diktators war, die richtigen Männer für die richtigen Aufgaben zu finden: gute Dirigenten für seine Orchester, gute Straßenbauer für seine Autobahnen, gute Sadisten und Folterer für seine Konzentrationslager und so fort. Daß „Volk“, hatte Hitler einmal gesagt, wolle ja doch nur „Brot und Spiele“. Der von Dr. Schacht finanztechnisch ermöglichte Wiederaufstieg der Wirtschaft gab ihm Brot, jedenfalls viel mehr davon, als es in den vorhergehenden Jahren gehabt hatte. Auch an Spielen fehlte es nicht. Alle die Organisationen des „Dritten Reiches“, die „Hitler-Jugend“ und der „Arbeitsdienst“, der „Reichsnährstand“ und die „Reichsfrauen-schaft“, die „Arbeitsfront“ und die einzelnen „Betriebsgemeinschaften“, hatten ihre Feste, ihre Aufmärsche, ihre Lieder, Tänze und was noch. Höhepunkt dieser Kette von Volksfesten war der alljährlich in Nürnberg gehaltene „Reichsparteitag“, bei dem Hitler selber zwischen 15 und 20 Reden zu halten pflegte. Höhepunkt aller Höhepunkte waren die 1936 in Berlin gehaltenen Olympischen Spiele: ein Meisterwerk deutscher Organisation und so freundlich strahlend, daß auch die ausländischen Gäste gar nicht umhin konnten, dieses „Dritte“ Reich besser zu finden, als es in ihren eigenen Zeitungen beschrieben worden war. Auf dergleichen verstanden sich Hitler und seine Leute:

Brot und Spiele für das Volk

Für die ersten drei Jahre der Hitler-Regierung muß man also von einer Gesundung der deutschen Wirtschaft sprechen, die vorher sehr krank gewesen war. Danach wurde es schlechter, weil man die Kräfte überspannte. 1936 wurde ein „Vierjahresplan“ verkündet, dessen Ziel es sein sollte, das Land für den Kriegsfall möglichst „autark“ zu machen; durch synthetisch





glanzvolle Veranstaltungen, die zugleich echt und Täuschung waren. Echt: Vieles sah wirklich gut aus, und viele Menschen hatten ihren ehrlichen Spaß daran. Täuschung: Während man Beethovens „Hymne an die Freude“ sang – „Seid umschlungen Millionen, dieser Kuß der ganzen Welt!“ –, waren in den Konzentrationslagern die Henker und Quäler am Werke und wurde immer eifriger an der Vorbereitung des Krieges gearbeitet.

Hitler: „Heute Verträge schließen, um sie morgen zu brechen.“

Freude konnten jene, die sich dafür interessierten, nun auch wieder an der deutschen Außenpolitik haben. Seit 1918, so hatte Hitler den Deutschen eingeredet, hatte die Welt dem Deutschen Reich nichts als Schmach und Schande angetan. Das war unwahr. In den Zeiten des Außenministers Stresemann hatte Deutschland eine würdige Stellung unter den Staaten gehabt; ein permanenter Sitz im „Rat“ – entsprechend dem heutigen „Sicherheitsrat“ – des Völkerbundes, vorzeitige Räumung der von den Franzosen besetzten Gebieten westlich des Rheines, Ende der Reparationszahlungen, schließlich auch grundsätzliche Anerkennung von Deutschlands militärischer Gleichberechtigung, dies waren die Früchte der Stresemannschen Politik gewesen, während es geradezu Mode war, Deutschlands wirtschaftliche, wissenschaftliche und kulturelle Leistungen zu bewundern. Von seiner dauernden „Entehrung“ nach 1918 konnte wirklich nicht die Rede sein. Aber es kommt ja oft nicht auf das an, was wirklich ist, sondern auf das, was die Menschen glauben. Millionen von ihnen glaubten oder wollten glauben, daß sie national, „entehrt“ seien, daß das „Schand-Diktat von Versailles“

an allen ihren Nöten schuld sei. Jetzt, von ihrem neuen Reichskanzler, bekamen sie wieder eine stolze Sprache zu hören, und das tat ihnen wohl. Dabei war es jahrelang gleichzeitig eine überaus vorsichtige Sprache. Hitler wußte sehr gut, daß Deutschland militärisch noch zu schwach war, um gefährliche Schritte riskieren zu können, daß es einstweilen galt, seine Nachbarn durch „Friedensreden“ zu beschwichtigen, sie voneinander zu trennen und die eigenen Krallen unter Samthandschuhen zu verbergen. Eine „Friedensrede“ folgte der anderen. Weil er selber Kriegsteilnehmer sei, kenne er die Furchtbarkeit des modernen Krieges sehr genau und werde gewiß niemals einen solchen Wahnsinn wiederholen wollen. Gerade weil er selber Nationalist sei, achte er auch die Lebensinteressen und die Ehre der anderer Nationen. Nichts, gar nichts wollte er für sein Deutschland als das, was allen Nationen mit gleichem Recht zukäme. Wenn man einwandte, daß es in „Mein Kampf“ doch ganz anders stünde, so ließ er sagen, das sei ein unreifes Jugendbuch, dessen Inhalt man doch nicht ernst nehmen dürfte. 1934 schloß er einen Nichtangriffs- und Freundschaftsvertrag mit Polen, der zehn Jahre lang gelten sollte. Der Vertrag bedeutete die Anerkennung und Garantierung von Polens verhassten Westgrenzen: des „polnischen Korridors“, der Ostpreußen vom Deutschen Reich trennte, des geteilten Oberschlesien, der Freien Stadt Danzig. Nie würden die Regierungen der Weimarer Republik dergleichen gewagt haben. Er konnte es wagen. Damals äußerte er in vertrauten Kreisen: „Warum soll man nicht anderen Leuten den Gefallen tun und sich selbst die Erleichterung verschaffen, Pakte zu unterschreiben, wenn jene damit etwas getan und geregelt glauben? Warum soll ich nicht heute in gutem Glauben Verträge schließen, um sie morgen eiskalt zu

◀ Das Volk wolle ja doch nur Brot und Spiele, hat Hitler einmal gesagt. Beides bot er, und der Höhepunkt der „Spiele“ war die Olympiade 1936 zu Berlin, eine glanzvolle Veranstaltung, die das Ansehen des „Dritten Reiches“ in aller Welt hob – einer Welt, die nicht wußte, wozu sie sich hergab

brechen, wenn es die Zukunft des deutschen Volkes gilt? ... Und meine Parteigenossen werden genau wissen, was sie davon zu halten haben, wenn ich von Weltfrieden, von Abrüstung und Sicherheitspakt spreche.“ Seine Parteigenossen, wenigstens die höchstgestellten, mochten es wissen, aber Engländer und Franzosen wußten es nicht. Geführt in Paris von schwachen und zerrissenen, in London von insulären, in europäischer Politik unbewanderten Regierungen, aus Friedenssehnsucht, aus bösem Gewissen auch und in der Überzeugung, daß in der 1918 errichteten Ordnung wirklich manches nicht stimmte, gingen sie auf den Leim. Indem Hitler das merkte, wurde er allmählich kühner. Seine Gegner in Westeuropa seien eine „traurige Sippschaft“. (Später nannte er sie „Würmchen“.) „Die handeln nicht. Sie protestieren nur. Und sie werden immer zu spät kommen.“ Damit hatte er nur zu recht. Und daß er regelmäßig recht behielt, nicht aber die vorsichtigeren Diplomaten und Generale alter Schule, die ihn warnten, konnte ihn nur noch kühner, noch selbstsicherer machen. Er gehe seinen Weg „mit traumwandlerischer Sicherheit“, hat er gesagt. Auch: er habe die Herren der Weimarer Republik „mit ihrem eigenen Wahnsinn geschlagen“. Mit ihrem eigenen Wahnsinn, ihrer eigenen Blindheit, Friedensliebe und Schwäche schlug er nun die europäischen Mächte.

Drei auf Eroberung ausgehende Mächte verbünden sich

1935 wurde in Deutschland die allgemeine Wehrpflicht und zweijährige Dienstpflicht eingeführt; eilig ging man daran, das Hunderttausendmann-Heer der „Reichswehr“ in ein Millionenheer der „Wehrmacht“ zu verwandeln. Ein Bruch des Versailler Vertrages war das wohl. Aber „grundsätzlich“ hatte man ja Deutschland militärische Gleichberechtigung längst zugestanden; und schließlich, wenn Frankreich ein Millionenheer hatte, warum sollte Deutschland es nicht haben? – Die Westmächte begnügten sich mit Protesten. In Berlin war der Jubel groß. Ein Jahr später schickte Hitler Truppen der neuen Wehrmacht in die deutschen Gebiete westlich des Rheines. Das war ein Bruch nicht bloß des Versailler Vertrages, sondern auch des Vertrages von Locarno (1925), von dem Hitler versprochen hatte, er werde ihn nie brechen, weil er ein freiwillig unterzeichneter Vertrag und kein „Diktat“ sei. In Paris war die Erregung groß. Die Klügeren ahnten wohl, was deutsche Truppen in Aachen und Trier, was deutsche Befestigungen längs der französischen Grenzen bedeuten würden: die Trennung Frankreichs von seinen östlichen Bundesgenossen, Polen, Tschechoslowakei, Jugoslawien. Aber zerrissen von inneren Streitigkeiten, elend regiert von Kabinetten, die zweimal im Jahr gestürzt wurden, wagte Frankreich nicht zu handeln ohne England; England wollte nicht. Warum, hörte ich damals die Franzosen sagen, sollte Deutschland nicht das Recht haben, seine eigenen Grenzen zu befestigen wie Frankreich auch? Das geschehe alles doch nur in „Deutschlands eigenem Vorgarten“ und dürfe also die Franzosen nichts angehen. Was ja auch wohl ganz richtig war, solange man Hitlers wahres Wesen und wahre Pläne nicht kannte. Die zu durchschauen wäre aber so schwer nicht gewesen.

► 1935 hatte Hitler in Deutschland wieder die Wehrpflicht eingeführt, ein Jahr später schickte er seine Truppen in die deutschen Gebiete westlich des Rheines. Damit brach er den Vertrag von Locarno – den er selbst zu halten versprochen hatte – und zeigte zum erstenmal einer zerrissenen, gutgläubig-schwachen Welt die Zähne. Was schließlich daraus wurde, zeigt das zweite Bild vom 5. März 1945

– Wir wissen heute, daß, wenn die Franzosen marschiert wären, die deutschen Bataillone Befehl hatten, sich wieder über den Rhein zurückzuziehen. Wer kann sagen, was dann geschehen wäre? Der Propagandaminister Goebbels hat später seinen Hohn über die Entschlußlosigkeit der Franzosen schadenfroh ausgegossen. Ja, damals hätten sie noch handeln können; aber „das gibt's nur einmal, das kommt nicht wieder ...“

Im folgenden Herbst gelang es Hitler, das Italien Mussolinis endgültig auf seine Seite zu ziehen („Achse Berlin-Rom“). Gierig nach großen Abenteuern und Triumphen ausschauend, wollte der italienische Diktator im Lager dessen sein, den er für den Stärkeren hielt. Bald darauf kam es zu einem Pakt zwischen Deutschland und Japan, der angeblich gegen die „Kommunisten“ gerichtet sein sollte und „Anti-Komintern-Pakt“ genannt wurde; ihm schloß auch Italien sich an. Die Unglücks-Allianz der drei auf imperiale Eroberungen ausgehenden Mächte, die den zweiten Weltkrieg bezeichnen sollte, war damit schon angelegt.

Die erste der gemeinsamen deutsch-italienischen Unternehmungen war die Intervention im spanischen Bürgerkrieg, der begann, während Berlin noch im Glanz der Olympischen Spiele stand. Furchtbar wäre dieser Bürgerkrieg in jedem Fall gewesen. Die Einmischung fremder Mächte, der „Achse“ auf der einen, der Russen auf der anderen Seite, machte ihn noch furchtbarer, und es ist wohl kein Zweifel, daß General Franco ohne die ihm zuteil gewordene Hilfe nicht hätte gewinnen können. Zurückbezahlt hat der schlaue Spanier diese Hilfe später allerdings nicht. Für Hitler war Spanien vor allem ein Kriegstheater, auf dem seine neue Luftwaffe sich üben konnte. Auch bestand die später getäuschte Hoffnung, Frankreich von Süden her zu bedrohen. Die entsetzlichen Schlächtereien des Bürgerkrieges, die fast drei Jahre andauerten, bildeten einen blutigen Hintergrund gegen das Geschwätz eines in London tagenden sogenannten „Nicht-Interventions-Ausschusses“, an dem auch Deutschland teilnahm, gegen die englische „Beschwichtigungspolitik“, die nichts als Frieden, Frieden, Frieden wollte, gegen alle die Friedensschwüre, Freundschafts- und Nichtangriffspakte, von denen die europäische Politik noch immer wimmelte wie faules Fleisch von Maden.

Neuer „Lebensraum“ in Osteuropa

Immer war Hitler entschlossen gewesen, „Lebensraum“ für das deutsche Volk in Osteuropa zu erobern. Nicht Kolonien auf fremden Kontinenten, die interessierten ihn gar nicht. Auch nicht westeuropäisches Land. Mit England hätte er sich gern vertragen, wenn England ihm im Osten freie Bahn ließ. Frankreich schien ihm aus dem Grund unverändert feindlich, ein lästiges Hindernis, das auszuschalten war; aber viel zu holen gab es dort nicht. Es waren die gehaßten, verachteten slawischen Völker, die dem „Recht des Stärkeren“ würden weichen müssen. Die Russen vor allem, die Polen vielleicht; da war er aber bis zum Ende des Jahres 38 seiner Sache nicht sicher. Wie man überhaupt die Festigkeit seiner Pläne im einzelnen nicht überschätzen darf. Erobern wollte er, „ausrotten“ wollte er. Aber wen zuerst und wann



und in welcher Reihenfolge, überließ er der Gelegenheit, die er dann „blitzartig“ ergreifen wollte. Die Gelegenheiten waren ihm in Osteuropa nur allzu günstig, denn der erste Weltkrieg hatte dort eine schiefe, vielfach ungerechte und zerbrechliche Ordnung hinterlassen. Auf Kosten der Russen hatte die Republik Polen sich in Gebiete – Weißrußland, Ukraine – ausgedehnt, die ihr rechtlich nicht gehörten; Polen hatte also Grund, vor einer erstarkten Sowjetunion zu zittern ebenso wie vor einem erstarkten Deutschland, und vor russischer „Hilfe“ ebenso wie vor einem russischen Angriff. Zwischen

▼ Um die Jahreswende 1937/38 erreichte Hitler den Gipfel der Macht. Er übernahm den Oberbefehl der Wehrmacht, und der „Völkische Beobachter“, das „Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung Großdeutschlands“, meldete am folgenden Tag: „Stärkste Konzentration aller Kräfte in der Hand des Führers“. Diese „historische Führer-Entscheidung“, die alle Macht in der Hand Hitlers vereinigte, war der Anfang eines furchtbaren Endes, das nur noch Tränen über Gräbern kannte. (Unser Bild zeigt einen deutschen Soldatenfriedhof bei Rom.)



Stärkste Konzentration aller Kräfte in der Hand des Obersten Führers

Die historischen Führer-Entscheidungen

Das Echo der Welt

„Lösung von außerordentlicher Bedeutung“

Rom: „Notwendig und logisch“

Die historische Entscheidung des Führers vom Sonntagabend hat in der ganzen Welt ungeheures Aufsehen erregt. Einzigartig ist sein Inhalt, weil er nicht nur die deutsche Zukunft, sondern die Zukunft der gesamten Welt bestimmt. Er ist die Lösung der Weltprobleme, die seit Jahrhunderten ungelöst waren. Er ist die Lösung der Weltprobleme, die seit Jahrhunderten ungelöst waren. Er ist die Lösung der Weltprobleme, die seit Jahrhunderten ungelöst waren.



Polen und der Republik Litauen bestanden überhaupt keine diplomatischen Beziehungen, keine Straßenverbindung, kein Postverkehr, weil Polen sich die alte litauische Hauptstadt Wilna angeeignet hatte. Übel stand es auch zwischen Polen und Tschechen, aus ähnlichen Gründen. Die 1918 gegründete Tschechoslowakei war ein Vielvölkerstaat wie das alte Österreich, aber einer, der sich als Nationalstaat ausgab und den die Tschechen beherrschen wollten, obgleich sie kaum die Hälfte der Bevölkerung darstellten. Die Deutschen (28 Prozent), die Slowaken (13 Prozent), die Magyaren (8 Prozent) fühlten sich nicht glücklich in diesem Staatswesen. Es trifft zu, daß die Deutsch-Böhmen, damals zum erstenmal „Sudetendeutsche“ genannt, alle Rechte besaßen, die man einer „nationalen Minderheit“ geben konnte. Deutsche Abgeordnete saßen im Parlament, deutsche Minister in der Regierung; mitten in der tschechischen Hauptstadt Prag gab es eine deutsche Universität, deren Professoren auch im Politischen völlige Lehrfreiheit besaßen und wacker davon Gebrauch machten. Aber es ist ja nicht schön, im eigenen Land eine „Minderheit“ zu sein, welcher die „Mehrheit“ Nadelstiche ver-

setzte, wo sie es mit einem Schein des Rechtes tun konnte. 1918 hatten die Sudetendeutschen sich dem Deutschen Reich anschließen wollen. Das hatte man ihnen verboten, ja, es mit Gewalt verhindert. Und wieder ist es richtig, daß Böhmen ohne seine mehrheitlich von Deutschen besiedelten Gebiete als Staat gar nicht existieren konnte und daß es mit diesen Gebieten auch über eine Million Tschechen hätte abtreten müssen, so eng durcheinander gemischt, wie beide Nationalitäten dort wohnten. Eine „gerechte“ Lösung gab es hier also überhaupt nicht, solange beide Lager von Nationalismus vergiftet waren. Nur wenn die Sprachgemeinschaften ihren törichten Haß und Dünkel fahren ließen, konnte die Tschechoslowakei in Frieden und Recht bestehen. Die deutschen Sozialdemokraten Böhmens, unter der Führung von Wenzel Jaksch, haben sich in diesem Sinn tapfer bemüht, aber gegen den immer nur steigenden Nationalismus auf beiden Seiten sich leider nicht durchsetzen können. Welche Gelegenheit bot der brodelnde innere Kampf in der Tschechoslowakei nun dem deutschen Diktator! Hier konnte er das „Selbstbestimmungsrecht der Nationen“, das die Sieger 1918 verkündet, im Falle der Sudetendeutschen aber offenbar verraten hatten, gegen sie selber kehren; hier wollte er nichts, als das, was „gerecht“ war und was alle Völker als selbstverständlich für sich in Anspruch nahmen.

Der österreichische Bundeskanzler Dollfuß wird ermordet

Vergleichbar lagen die Dinge in Österreich. Auch diese Republik – „Deutsch-Österreich“ – die in unseren Jahren endlich ein inneres Gleichgewicht gefunden hat, muß für die Epoche zwischen den beiden Kriegen als ein wenig glückliches Staatswesen bezeichnet werden. Es ist eine Tatsache, daß 1918 die österreichische Nationalversammlung einstimmig den Anschluß des Landes an das deutsche Bundesreich beschlossen hatte, und das war logisch; denn nachdem nun die vielsprachige Habsburger-Monarchie zerfallen war, schienen die deutschen Bürger des ehemaligen Großreiches ja wirklich keine andere politische Heimat zu haben als Deutschland. Auch hier aber hatten die Sieger ihren eigenen Grundsätzen widersprochen und den Österreichern gegen ihren Willen völlige Selbständigkeit und das Verbot eines Anschlusses an Deutschland aufdiktirt. Nun hatte Österreich unruhige und trübe Jahre hinter sich. Es war arm, sehr arm und isoliert, und hatte keinen Anteil am wirtschaftlichen Wiederaufstieg Deutschlands. Wien, gebaut, um die Hauptstadt eines zehnmal größeren Reiches zu sein, war sozialistisch; das Land überwiegend konservativ. Zwischen den beiden Hauptparteien, Christlich-Sozialen und Sozialisten, und ihren Wehrverbänden („Heimwehr“, „Republikanischer Schutzbund“) kam es mehrfach zu bürgerkriegsähnlichen Situationen, 1934 zu einer blutigen Straßenschlacht in Wien, die mit dem Sieg der christlich-sozialen Regierung und empörenden Raueaktionen an den Führern der Arbeiterschaft endete. Von da an lebte Österreich unter seiner eigenen Spielart von Faschismus, die sich zugleich gegen die Sozialisten und die Nationalsozialisten reichsdeutschen Gepräges richtete und außenpolitisch unter dem Protektorat Mussolinis stand. Als die Wiener Nationalsozialisten im Sommer 1934 den Versuch einer „Machtergreifung“ unternahmen und den Bundeskanzler Dollfuß ermordeten, war es die Zusammenziehung italienischer Truppen an den österreichischen Grenzen, die Hitler veranlaßte, den Putsch zu desavouieren und seine österreichischen Anhänger im Stich zu lassen. Indem

aber Mussolini näher und näher an Hitler heranrückte, mußte der Schutz, den er Österreich gewährte, zweifelhaft werden, schließlich wegfallen. – Da es eine freie öffentliche Meinung in Österreich nicht mehr gab, so ist es unmöglich zu sagen, wie viele Österreicher im Jahre 1937 den Anschluß an das „Dritte Reich“ wünschten. Das Land war in drei ungefähr gleich große Parteien gespalten, eine diktatorisch regierende und zwei verbotene (Sozialisten und Nationalsozialisten); man wird also sagen können, daß ein gutes Drittel, weniger als die Hälfte, Hitler-Anhänger waren. Natürlich änderte sich das nach dem „Anschluß“; dem Sieger folgten viele gerne und leicht, die vorher seine Anhänger nicht gewesen waren.

In beiden Ländern also, Österreich und Tschechoslowakei, waren, aus verschiedenen Gründen, die Verhältnisse gespannt, geladen mit Unrecht, explosiv, zu einem Unternehmen des nun übermächtigen deutschen Nachbarn geradezu herausfordernd. Als jedoch Hitler am 5. November 1937 seine engsten militärischen Mitarbeiter zu einer geheimen Konferenz bat, um ihnen seine großen Pläne auseinanderzusetzen, wußte er noch nicht, was alles er im nächsten und übernächsten Jahr tun würde. In diesem Gespräch, von dem wir ein genaues Protokoll besitzen, führte er aus, das Problem des deutschen „Lebensraumes“ müßte spätestens 1943 gelöst werden, denn Deutschlands augenblickliche militärische Überlegenheit ließe sich nicht länger aufrechterhalten. Lebensraum könnte nur in Osteuropa gewonnen werden und nur mit Gewalt; denn herrenlosen Besitz gäbe es nun einmal nicht, und wo der eine hinwollte, müßte der andere weg. Für ein solches Unternehmen sei zuerst die Eroberung Österreichs und der Tschechoslowakei notwendig. Wie die Dinge aber im Jahre 1943 im einzelnen aussehen würden, ob dann Frankreich in einen Krieg mit Italien verwickelt sein würde, ob es gelingen würde, England neutral zu halten und so fort, könnte niemand sagen. – Das Protokoll dieses Gesprächs – nach dem Offizier, der es verfaßte, „Hossbach-Protokoll“ genannt – ist in doppeltem Sinn lehrreich. Es zeigt uns noch einmal Hitlers große Eroberungspläne. Es zeigt aber auch, daß er im einzelnen durchaus ein Mann der Gelegenheiten, ein Opportunist war, der im November 1937 noch keineswegs wußte, was er im März 1938 tun würde.

„Stärkste Konzentration aller Kräfte in der Hand des Führers“

In den Wochen nach dieser Konferenz fand ein abermaliger Machtschub zugunsten Hitlers statt. Die letzten „Konservativen“, die noch in seiner Umgebung gewesen waren und, wenn auch völlig vergeblich, zu bremsen versucht hatten, nahmen aus verschiedenen Gründen ihren Abschied: der Wirtschaftsminister Schacht, der Außenminister Neurath, der Kriegsminister Blomberg, der Oberbefehlshaber des Heeres, von Fritsch. Auch vierzehn Generale wurden ihres Kommandos enthoben. Den Oberbefehl über die Wehrmacht übernahm der Diktator selbst. Mit Recht verkündete eine Schlagzeile seiner Zeitung, des „Völkischen Beobachters“: „Stärkste Konzentration aller Kräfte in der Hand des Führers.“ Über den General von Fritsch, der einem besonders widerlichen Verleumdungskomplotz zum Opfer gefallen war, notierte damals ein deutscher Diplomat, Ulrich von Hassell, selber ein heimlicher Gegner Hitlers, in seinem Tagebuch: „Seine (Fritschs) Quintessenz: Dieser Mann – Hitler – ist Deutschlands Schicksal im Guten und im Bösen. Geht es jetzt in den Abgrund – und das glaubte auch Fritsch –, so reißt er uns alle mit. Zu machen ist nichts.“

Wir lasen für Sie

Zum Nachdenken und zur Kritik

PRESSE- UND INFORMATIONSDIENST
AUS WIRTSCHAFT UND POLITIK

Die amerikanischen Firmen in Deutschland

Im Zuge des wirtschaftlichen Wachstums in der Bundesrepublik und der nach dem Zusammenbruch wieder mühsam aufgebauten Auslandsbeziehungen haben sich in den letzten Jahren zahlreiche amerikanische Unternehmen in der Bundesrepublik niedergelassen. Neuerdings wird diese Entwicklung von einem Teil der deutschen Öffentlichkeit kritisch beurteilt. Diese Kritik steht im deutlichen Gegensatz zum Geist der ersten Wiederaufbaujahre, als die Bundesrepublik daran interessiert war, daß amerikanisches Kapital – beispielsweise durch den Marshall-Plan – in die Bundesrepublik kam und unseren Wiederaufbau beschleunigen half.

George C. McGhee, der Botschafter der Vereinigten Staaten in der Bundesrepublik Deutschland, hat am 30. Juni 1966 in einer Rede zu diesen Fragen Stellung genommen, aus der wir einen Ausschnitt wiedergeben:

Die amerikanische Wirtschaftstätigkeit in Deutschland bringt der Volkswirtschaft der Bundesrepublik manche Vorteile. Deutschland muß exportieren, um leben zu können, und die deutschen Tochtergesellschaften amerikanischer Unternehmen bringen der deutschen Wirtschaft erhebliche Devisen. Unsere jüngste Erhebung unter 105 amerikanischen Tochtergesellschaften im Bereich der Fertigung mit einer amerikanischen Kapitalbeteiligung von jeweils über einer Million DM zeigte, daß 1965 auf diese Firmen 5,6 v.H. der deutschen Gesamtausfuhr entfielen. Das ist aus mehreren Gründen wichtig. Die Exporte dieser Unternehmen allein entsprachen 1964 tatsächlich mehr als der Hälfte des Außenhandelsüberschusses der Bundesrepublik in Höhe von rund sechs Milliarden DM. Und 1965 waren die Exporte derselben Firmen über dreimal so hoch wie der wesentlich geringer ausfallende Außenhandelsüberschuß der Bundesrepublik dieses Jahres in Höhe von 1,2 Milliarden DM. Bedenken Sie einmal, ein wie großes Außenhandelsdefizit Deutschland 1965 ohne diese Ausfuhr gehabt hätte.

Man kann im übrigen meiner Auffassung nach nicht im Ernst argumentieren, die Ausfuhr der amerikanischen Tochtergesellschaften wären, sofern es sie nicht gäbe, zwangsläufig von Firmen in deutschem Besitz getätigt worden. In vielen Fällen sind diese Exporte nur möglich, weil das be-

treffende amerikanische Stammeshaus in Drittländern einen Markt für sie entwickelt hat – so wie auch deutsche Firmen spezifische Märkte entwickeln. Ähnliches gilt auch für die hier in Deutschland tätigen Automobilfirmen in amerikanischem Besitz, aus deren Exporten ein großer Teil der Deviseneinkünfte der Bundesrepublik stammt. Ford und General Motors haben im Laufe der Jahre aufnahmefähige Märkte für ihre Erzeugnisse entwickelt. Hätten sie keine Tochtergesellschaften in Deutschland, könnten die Stammhäuser diese Märkte auch aus der Produktion ähnlicher Fahrzeuge in anderen Ländern wie Belgien oder England versorgen.

Amerikanische Unternehmen sind nicht erst in jüngster Zeit in Deutschland „eingestiegen“. Viele US-Firmen sind tatsächlich schon seit langem hier. Die älteste amerikanische Investition in Deutschland erfolgte 1868 – vor 98 Jahren. Bis 1933 wurden 41 amerikanische Tochtergesellschaften in Deutschland errichtet, die sämtlich noch heute in Deutschland tätig sind. Im Jahre 1964 betrug ihre Kapitalausstattung 2,35 Milliarden DM und entsprach damit rund 28 v.H. der gesamten amerikanischen Investitionen im Bereich der deutschen Industrie. Die amerikanischen Investitionen verblieben mithin in Deutschland in guten wie in schlechten Tagen.

Amerikanische Firmen fühlen sich auch heute noch von Deutschland angezogen. Die Texaco, die kürzlich die Deutsche Erdölaktiengesellschaft (DEA) übernahm, ist ein charakteristisches Beispiel. Als das Interesse der Texaco an der DEA laut wurde, war sehr viel von einer möglichen ungünstigen Reaktion der Öffentlichkeit auf das Auftreten einer weiteren ausländischen Mineralölgesellschaft auf dem deutschen Markt die Rede. Als es dann so schien, daß die Texaco das Interesse an der DEA verloren habe, begannen die Leute zu fragen, wer nun der DEA aus ihren Schwierigkeiten heraus helfen werde. Schließlich machte die Texaco ein Angebot, das die überwältigende Mehrheit der DEA-Aktionäre akzeptierte – wohl der beste Beweis für die Fairneß des Angebots von Texaco. Vom Standpunkt des öffentlichen Interesses aus gesehen, schafft das Auftreten der Texaco auf dem hiesigen Markt die Gewähr, daß sich die DEA mit nunmehr gesicherter Rohölversorgung als ein starkes und leistungsfähiges Unternehmen in den Wettbewerb auf dem deutschen Mineralölmarkt einschalten und als solches weiterhin einen wichtigen Beitrag zum Wachstum der deutschen Volkswirtschaft leisten wird.

Presse- und Informationsdienst aus Wirtschaft und Politik
Nr. 123/2. bis 4. Juli 1966

DER FLENDERANER

Wir und die Gastarbeiter

1,3 Millionen ausländische Arbeitskräfte – das sind rund 5 v.H. der deutschen Arbeitnehmer – befinden sich in der Bundesrepublik. Für die deutsche Sozialgeschichte ist das freilich nichts Neues. 1908 wurden 4,8 v.H. ausländische Arbeitskräfte im damaligen Kaiserreich gezählt.

Natürlich stellen viele von uns die Frage: Wie wird sich die Beschäftigung ausländischer Arbeitskräfte in Deutschland künftig entwickeln? – Zweifellos wird die deutsche Wirtschaft noch auf Jahre hinaus eine größere Zahl dieser Arbeitskräfte benötigen, zumal noch mehr als 700000 Arbeitsplätze unbesetzt sind. Die Zahl der Erwerbstätigen in der Bundesrepublik wird außerdem bis 1970 jährlich um 80000 abnehmen. Dieser Ausfall an Arbeitskräften kann zwar zu einem Teil durch Rationalisierung wettgemacht werden, ein Fehlbedarf wird aber bleiben, vornehmlich im Dienstleistungsbereich. Andererseits steht fest, daß nicht jede freie Stelle von einem Ausländer besetzt werden kann, da die notwendige berufliche und sprachliche Befähigung vielfach nicht ausreicht. Vielleicht wird man sagen können, daß auch künftig in zunehmendem Maße Ausländer bei uns Beschäftigung finden werden. Freilich werden allen Anzeichen nach die bisherigen jährlichen Zuwachsraten nicht mehr erreicht.

Wird damit die Bundesrepublik zu einem Einwandererland? – Nach einer Zählung Ende Oktober 1965 arbeiten von rund 1,2 Millionen ausländischen Arbeitnehmern 37,7 v.H. noch nicht ein Jahr im Bundesgebiet; 21,8 v.H. waren zwischen einem Jahr und zwei Jahren und 12,9 v.H. waren zwischen zwei und drei Jahren bei uns beschäftigt. Ein beträchtlicher Teil wandert also jährlich in die Heimatländer zurück.

In diesem Zusammenhang wird interessieren, daß von allen ausländischen Beschäftigten 450000 aus den Ländern der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft kommen und Freizügigkeit genießen. Ihnen ist es also freigestellt zu bleiben, ohne daß sie im Besitz von Jahresarbeitsverträgen Anspruch auf besonderen Schutz hätten. Für sie gelten vielmehr die üblichen Kündigungsfristen wie für all die Ausländer, die länger als ein Jahr bei uns beschäftigt sind. Wenn man bedenkt, daß die Zahl der Ausländer, die einen Jahresvertrag haben, nur 10 v.H. der Gesamtzahl ausmacht, so ist damit auch die Frage ausreichend beantwortet: Was geschähe, wenn sich die wirtschaftliche Lage in der Bundesrepublik eines Tages grundlegend änderte?

Ist für die Bundesrepublik durch die Beschäftigung ausländischer Arbeitskräfte die Gefahr einer Überfremdung gegeben? – Das ist eine Frage, die in der Öffentlichkeit immer wieder gestellt wird. Sie kann mit einem grundsätzlichen Nein beantwortet werden. Der Ausländeranteil beläuft sich in der Bundesrepublik auf 5%, in der Schweiz auf 30 v.H.! Auch in den meisten anderen europäischen Industrieländern liegt er höher als in der Bundesrepublik. Diese Gesamtanteile allein sind jedoch noch nicht aussagefähig, denn in bestimmten Großstädten und Regierungsbezirken der Bundesländer konzentrieren sich die ausländischen Arbeitnehmer in stärkerem Ausmaß. In Nordrhein-Westfalen werden etwas mehr als 5% v.H. ausländischer Arbeitnehmer ausgewiesen. Führt man die ganze „Ausländerfrage“ auf ihre eigentliche Größenordnung zurück, so verliert sie ihr sensationelles Beiwerk. An Bedeutung wird sie dadurch freilich nicht ärmer. Die Fragen, die bleiben, sind letzten Endes weniger ökonomischer als psychologischer und gesellschaftlicher Natur.

„Der Flenderaner“ / Juni 1966



Zum zweitenmal „Woche der Wissenschaft“ im Rahmen der Ruhrfestspiele

Durch den Neubau des Festspielhauses war im vergangenen Jahr die technische Voraussetzung geschaffen, den Festspielen eine „Woche der Wissenschaft“ anzufügen. Als Träger dieser Woche schlossen sich der DGB und seine Fachgewerkschaft Erziehung und Wissenschaft zusammen. Das Rahmenthema der ersten Woche der Wissenschaft hieß „Schule – Tradition und Fortschritt“. Der gute Erfolg und der Wiederhall in der Öffentlichkeit bewogen die Veranstalter, eine solche Woche 1966 zu wiederholen. Das Thema hieß diesmal „Die Demokratie und ihre Demokraten“. Fachkongresse, Hochschulkongresse und ähnliches gibt es in kaum übersehbarer Zahl. Auch an Kulturkongressen der Parteien und Verbände ist kein Mangel. Sollte sich die „Woche der Wissenschaft“ einen dazugehörenden Platz im Rahmen der Ruhrfestspiele mit ihren umfassenden kulturellen Zielsetzungen sichern, durfte sie nicht eine dieser Routinekongresse sein, die man nur wegen des Theaters nach Recklinghausen verlegt.

Impulse für das öffentliche Leben

Die besondere Idee dieser Tagung erwies sich schon beim zweiten Male als tragfähig für die Zukunft. Im Vordergrund steht der Dialog von Wissenschaftlern verschiedener Fachrichtungen untereinander und mit Politikern, Journalisten, Gewerkschaftern, Vertretern der Kirchen und, soweit wie möglich, mit dem Publikum. Als Ergebnis erwartet man zu aktuellen Fragen unseres gesellschaftlichen Lebens Analysen, Diagnosen, Anregungen für weitere Forschungsarbeiten und Schlußfolgerungen für das öffentliche Leben.

Schon 1965, noch mehr aber 1966, diente dabei als Mittler ein fachkundiges und sachinteressiertes Publikum, das zahlenmäßig und in seiner Zusammensetzung den Rahmen ähnlicher Veranstaltungen sprengte. 1965 hatten über 1000 Besucher an den fünf Vorträgen, Diskussionen und Forumsgesprächen teilgenommen, 1966 stieg die Besucherzahl auf 1740 an. Beide Male waren die meisten Teilnehmer Erzieher, Lehrer aus der Erwachsenenbildung,

Professoren und Studenten. Die Veranstalter streben jedoch an, den Besucheranteil von „Nicht-Pädagogen“ zu steigern. Das gelang 1966 schon bis zu einem Anteil von rund 20 v. H. Mitarbeiter der Gewerkschaften, Betriebsratsmitglieder, Arbeitsdirektoren, Pfarrer, Beamte, Soldaten, Berufsschüler und Gymnasiasten waren in diesem Jahr die Teilnehmer.

Das Vorbild in der Politik

Das Thema der Eröffnungsveranstaltung war „Das Vorbild in der Politik“. Ausgangspunkt war die Erkenntnis, daß alle bewußten, gewissermaßen „programmierten“ Maßnahmen der politischen Bildung durch die Schulen, Jugendgruppen und Volkshochschulen vom Verhalten der Politiker abhängig sind, von dem guten oder schlechten Beispiel, das sie geben. Professor Dr. Kurt Sontheimer, Berlin, stellte zunächst wissenschaftliche Thesen auf. Die Gestalt Bismarcks, so sagte er, habe die deutschen Vorstellungen über das, was ein Politiker und Staatsmann sein sollte, nachhaltig geprägt. Dabei habe eine „vaterländische Geschichtsklitterung“ verwischt, daß Bismarck besonders raffiniert in der Handhabung der Macht gewesen sei und die Parteien und das Volk verachtet habe. Die Weimarer Republik sei mit dem unvermittelt aufgetretenen Problem der „Führerauslese in der Demokratie“ nicht fertig geworden. Die Unsicherheit, die aus diesem Versagen kam, sei 1933 in die Unterwerfung unter das Führerprinzip umgeschlagen. Sontheimer betonte, es gebe keinen Grundtyp des vorbildlichen, demokratischen Politikers und keinen Tugendkatalog, den man als allgemein verbindlich erklären könnte. Eines aber könne man sagen: Vorbild in der Politik zu sein setze voraus, mit der Macht umgehen zu können, aber mehr zu sein als jemand, der nur gern mit der Macht umgeht. Sittliche Grundhaltung, Wahrheitsliebe und der Glaube an Freiheit und Menschenwürde seien unabdingbare Voraussetzung für Menschen, die sich in einer Demokratie darum bewerben, daß ihnen die Bürger ihr Vertrauen schenken.

Leitbilder in der Demokratie

Professor Sontheimers Thesen diskutierten nach einem Fernsehfilm, den der Westdeutsche Rundfunk zum Thema beigetragen hatte, unter der Leitung von Professor Dr. Eugen Kogon, Darmstadt, die Politiker Vizekanzler Dr. Erich

Mende (FDP), Bundestagsabgeordneter Dr. Berthold Martin (CDU) und der stellvertretende Fraktionsvorsitzende der SPD im Deutschen Bundestag, Helmut Schmidt. Sie stimmten Sontheimers Thesen zu und untersuchten Konrad Adenauer, Ludwig Erhard und Kurt Schmacker – sehr kritisch übrigens – auf ihre „leitbildhafte Wirkung“ hin. Schmidt nannte John F. Kennedy und Johannes XXIII. die einzigen Männer, die er für sich als Vorbild anerkennen könne. Dr. Mende wies auf den ersten Bundespräsidenten Professor Heuss hin. Professor Sontheimer hatte bei seiner Vorbereitung auf seinen Vortrag entdeckt, wie er sagte, daß sich die Wissenschaft schon viel mit den Männern, die Geschichte machen, mit Helden und Märtyrern und ihren anfeuernden und hypnotisierenden Wirkungen befaßte, aber noch kaum mit der Kraft des Vorbildes in der Demokratie. – Recklinghausen könnte hier einen Anstoß geben.

Die großen Meinungsmacher

Was beim Forum der Politiker schon angeklungen war, vertiefte der zweite Tag unter dem Thema „die Massenmedien und ihre Wirkung“. Professor Kogon leitete ein mit einer umfassenden Übersicht über die Massenmedien, die heute auf die „Meinungskonsumenten“ einwirken. Er skizzierte ihre typischen, meist gewerblich bedingten Eigenarten. Bekannte Vertreter dieser Meinungsvermittler diskutierten dann unter Leitung von Professor Dr. Heribert Heinrichs, Fachmann für Schulfunk und Schulfunksehen aus Hildesheim, die Wirkung auf den Bürger und seine demokratische Haltung.

So vertrat und verteidigte Jürgen v. Kornatzki vom „Stern“ die Illustrierten. Fritz Sängers, MdB, langjähriger Chefredakteur der Deutschen Presseagentur, berichtete über seine Erfahrungen mit der Presse und dem Nachrichtenwesen. Walter Kröpelin, Leiter der Abteilung Politik beim Bayerischen Rundfunk, sprach als „alter Hase“ über die Wirkung von Funk und Fernsehen. Horst v. Hartlieb, Vorstandsmitglied des Verbandes der Filmverleiher, brachte die Branche der „Illusionsfabriken“ ins Spiel. Klaus Liepelt, Soziologe und Geschäftsführer des Instituts für angewandte Sozialwissenschaften in Godesberg, steuerte unparteiisch seine Erfahrungen bei.

Das Bekenntnis zu den positiven Wirkungen der modernen Meinungsmittler überwog. Selbst Boulevardblätter kamen noch ganz gut weg. „Millionen Menschen werden durch sie mit Politik befaßt, die sich sonst nicht darum kümmern würden.“ Ob jedoch auf die rechte Weise, diese Frage blieb unbeantwortet. Wird die Meinung der Leser gelenkt? Zum Beispiel durch die Auswahl dessen, was die Redaktion an Nachrichten bringt und was sie „unter den Tisch fallen“ läßt? Bekommen die Bürger nicht eine einseitige Schwarz-Weiß-Malerei vorgelegt? Professor Heinrichs stellte diese herausfordernden Fragen. Die vorherrschende Antwort lautete: Die Vielfalt der Informationsmöglichkeiten kann das ausgleichen! Morgens in der Straßenbahn die erste Zeitung, am späten Nachmittag die Heimatzeitung, abends das Fernsehen. Über die tatsächlichen Wirkungen jedoch brachte die Diskussion mehr Vermutungen als handfeste Beweise. – Auch dieser Nachmittag zeigte also, daß die wissenschaftliche Forschung auch auf diesem Feld noch große Aufgaben hat.

Politische Bildung notwendig

Dem Mittwoch und dem Donnerstag der Woche waren fachpädagogischen Fragen gewidmet. Die Max-Traeger-Stiftung der Gewerkschaft

Erziehung und Wissenschaft, eine Einrichtung zur Förderung der pädagogischen Tatsachenforschung, hat einen Forschungsauftrag über die „politische Bildung an den deutschen Schulen“ vergeben. Zwei junge Wissenschaftler, Dr. Manfred Teschner und Dr. Volker Nitzschke, beide aus Frankfurt, berichteten über die ersten Ergebnisse.

Als sehr positiv wurde festgestellt, daß die politische Bildung bei Schülern und Lehrern viel beliebter sei, als man bisher annahm. Ihre Wirkung sei hingegen noch gering. Liberale und autoritäre Vorstellungen seien bei vielen Schülern bunt gemischt. Politisch schwierigen Themen oder auch der Behandlung sozialer Konflikte gehe man aus dem Wege. Das Ergebnis sei überwiegend ein kleinbürgerlich-spießiges Bild von der Welt. Bezeichnend dafür, so sagte Dr. Teschner, sei die Einstellung mancher Lehrer zu den Gewerkschaften, die sie als einen „Störenfried der sozialen Harmonie“ ansehen.

Dr. Teschner wußte Abhilfe: Die sozialwissenschaftliche Ausbildung der Lehrer muß verbessert werden. Die Lehrer müssen, auch durch planmäßige Fortbildung, besser als bisher mit der Struktur unserer Gesellschaft vertraut gemacht werden. In Zusammenarbeit von Pädagogen und Soziologen sind zeitgemäße Unterrichtsmodelle zu entwickeln.

Dr. Nitzschke gab einen ergänzenden Bericht über eine Untersuchung von 42 Sozialkundebüchern. Die Ergebnisse waren niederschmetternd. Die Mehrzahl der Bücher enthalten sachliche Fehler, bis hin zu falschen Zitaten des Grundgesetzes oder anderer Gesetze. In der Darstellung der Politik herrscht das der Familie entlehnte „Harmoniemoell“ vor. Die Folge ist die Vorstellung einer „Bildbuchdemokratie“, ein Freund-Feind-Denken, die Ablehnung der Opposition als regulierendes Element der Demokratie.

Man wird auf die Veröffentlichung der Forschungsergebnisse im Herbst dieses Jahres gespannt sein dürfen. Die wissenschaftlichen Institute, die Schulbehörden und die Schulbuchverlage werden daraus gewiß viel zu lernen und abzuleiten haben.

Lehrer noch zu machtbewußt

Die Veranstalter waren selbstkritisch genug, in einem wissenschaftlichen Disput, den Stadtrat Herbert Frommberger aus Dortmund leitete, die Professoren Dr. Reinhard Tausch, Hamburg, und Dr. Martin Schwonke, Göttingen, ein „Bild des Pädagogen in der Demokratie“ zeichnen zu lassen. Beide Wissenschaftler stützten sich dabei auf jüngste eigene wissenschaftliche Untersuchungen über das Verhalten der Lehrer im Umgang mit den Schülern.

Was man ahnte, was die Lehrer selbst, die Eltern, die Gewerkschaften schon lange beobachteten, bestätigten die Untersuchungen: Die autoritäre Form des Unterrichts und der Erziehung herrscht an den deutschen Schulen noch immer vor. Der Zusammenhang zwischen dem sozialen Klima in den Schulen und dem späteren Verhalten der Schulentlassenen im Beruf, in der Familie und als Staatsbürger ist erwiesen. Man kann einen Menschen bis zum 18. Lebensjahr nicht mit den Methoden des Dirigierens, Befehlens, Abfragens, Führens in autokratisch-hierarischer Form unterrichten und dann von ihm erwarten, daß er sich kurz darauf als entscheidungs- und verantwortungsfreudiger Bürger verhält.

Dahin führt ein anderer Weg: das gesellschaftsgebundene Verhalten der Lehrer, also Höflichkeit, Sicherheit, Verständnis für den Schüler, Hinführen zur Gruppenarbeit, Förderung der Kritikfreudigkeit und der Selbständigkeit der Schüler, – das alles läßt sich erlernen und üben.

Mitbestimmung – „die Idee des Jahrhunderts“

Ein Höhepunkt der Woche war die Abschlußveranstaltung am 24. Juni. Vorträge und Diskussion sollten untersuchen, welche autoritären Traditionen in unserer Gesellschaft noch lebendig sind und die Demokratie bedrohen. Professor Schwonke, am Vortag schon eingeführt, äußerte sich zur „patriarchalischen Familie“; Georg Benz, geschäftsführendes Vorstandsmitglied der IG Metall, nahm den „hierarchischen Betrieb“ unter die Lupe; Dipl.-Psychologin Dr. Anne-Marie Tausch, Hamburg, betrachtete kritisch die „Diktatur im Klassenzimmer“; Professor Dr. Georg Scherer, Direktor der Akademie des Bistums Essen, untersuchte die „religiösen Dogmen“ auf ihre Vereinbarkeit mit der demokratischen Lebensform; General Gerd Schmückle vom deutschen NATO-Stab in Paris zeigte auf, daß der militärische Gehorsam in modernen Armeen neuen Führungsformen und einem neuen Inhalt des Gehorsams weichen müsse.

Walter Kröpelin, der schon am Forum des zweiten Veranstaltungstages mitgewirkt hatte, leitete die Aussprache. Dieses Forum machte noch mehr als die Behandlung der Einzelthemen der Vorträge deutlich, daß in unserer Bundesrepublik Wunsch und Wirklichkeit, Theorie und Praxis, Erstrebtes und Erreichtes noch weit auseinanderklaffen. Die erfreulichen Ansätze auf allen Gebieten spiegeln sich in folgenden Kernsätzen: Das Verhältnis der Eltern zu den Kindern zeigt das Streben zur „Partnerfamilie“; die Mitbestimmung im Betrieb, die „Idee dieses Jahrhunderts“, setzt sich gegen Widerstände allmählich durch; die Pädagogen erkennen, daß soziales Verhalten in der Demokratie in der Schule gelernt sein will; die demokratischen Grundsätze der Inneren Führung der Soldaten sind im Prinzip anerkannt. „Heute kommt es auf die Intelligenz der Vielen in der Armee mehr an

als auf das Genie eines Befehlshabers“, formulierte General Schmückle.

Unruhe bleibt die erste Bürgerpflicht! Mit diesem Schlagwort umriß Walter Kröpelin zusammenfassend die bleibende Aufgabe, keines der Probleme einschlafen zu lassen, die sich auf dem Wege zur inneren Festigung unserer jungen Demokratie immer neu stellen. Aufwand und Kosten einer derartigen Großveranstaltung wären sicher nicht gerechtfertigt, wenn man in Recklinghausen kluge Reden hörte, aber dann nach Hause ginge, um im alten Trott fortzufahren. Deshalb bemühen sich die Veranstalter um das Fortwirken der Anregungen. Es war 1965 schon ein schöner Anfang, daß der Rundfunk zwei Tage aufzeichnete, 1966 sendete der Westdeutsche Rundfunk den Eröffnungstag im Dritten Fernsehprogramm. Presse und Rundfunk brachten ausführliche Berichte und Kommentare. 1967 soll diese Zusammenarbeit ausgebaut werden. Außerdem werden die Protokolle der Wochen der Wissenschaft 1966, 1967 und der folgenden Jahre als Taschenbücher erscheinen.

1 In der Eröffnungsveranstaltung sprach Professor Dr. Kurt Sontheimer, Berlin (links), zum Thema „Das Vorbild in der Politik“. Danach diskutierten unter Leitung von Professor Dr. Eugen Kogon (Mitte) die Politiker (von links) Helmut Schmidt, Dr. Erich Mende und Dr. Berthold Martin

2 „Die demokratische Gesellschaft und die autoritären Traditionen“ war das Thema der Abschlußveranstaltung. Auf unserem Bild bei der Aussprache von links Georg Benz vom Vorstand der IG Metall, Dr. Anne-Marie Tausch vom Institut für Lehrerfortbildung in Hamburg, Walter Kröpelin vom Bayerischen Rundfunk, General Gerd Schmückle vom deutschen NATO-Stab in Paris und Professor Dr. Georg Scherer, Direktor der Akademie des Bistums Essen



1



2

Arbeitsordnung Grundlage reibungsloser Zusammenarbeit (8)

Der Abschnitt IV der in unseren Werken und Gesellschaften der Weiterverarbeitung und des Handels vereinbarten Arbeitsordnung enthält die Bestimmungen über „Arbeitszeit und Arbeitsentgelt“. Anschließend an die im Juliheft 1966 behandelten Paragraphen 19 bis 24, mit denen die Fragen der Arbeitszeit geregelt wurden, beschäftigen wir uns in dieser Folge mit dem Inhalt der Paragraphen 25 bis 31 der Arbeitsordnung über das Arbeitsentgelt.

„Grundlage des Arbeitsverhältnisses ist der mit dem Belegschaftsmitglied abgeschlossene Arbeitsvertrag“, so heißt es in § 3 Ziffer 2 der Arbeitsordnung (vgl. WERK UND WIR, Heft 3, 1966). Aus diesem Vertragsverhältnis leitet sich die Pflicht des Arbeitnehmers zur Arbeitsleistung und die Pflicht des Arbeitgebers zur Lohnzahlung ab. An den Lohnfragen ist der Arbeitnehmer aus verständlichen Gründen besonders interessiert. Daran ist auch der Gesetzgeber nicht vorbeigegangen und hat im Betriebsverfassungsgesetz dem Betriebsrat ein Mitbestimmungs- und Mitwirkungsrecht in den sozialen Angelegenheiten eingeräumt, soweit nicht schon gesetzliche oder tarifliche Regelungen getroffen sind.

Der § 56 des Betriebsverfassungsgesetzes (Zweiter Abschnitt, Soziale Angelegenheiten) legt u. a. fest, bei welchen Fragen in Zusammenhang mit dem Arbeitsentgelt der Betriebsrat mitzubestimmen hat:

Zeit und Ort der Auszahlung der Arbeitsentgelte;

Regelung von Akkord- und Stücklohnsätzen; Aufstellung von Entlohnungsgrundsätzen und Einführung von neuen Entlohnungsmethoden.

Auf der Grundlage dieser gesetzlichen Bestimmung sind auch in unseren Werken und Gesellschaften die betrieblich vereinbarten Regelungen über das Arbeitsentgelt getroffen worden. Während die Betriebsvereinbarung über die Arbeitsordnung die grundsätzlichen Fragen des Arbeitsentgelts mit den Paragraphen 25 bis 31 einheitlich für alle Werke und Gesellschaften unserer Weiterverarbeitung festlegt, gibt es darüber hinaus in allen Niederlassungen und Tochtergesellschaften besondere Regelungen über die Einzelheiten der Entlohnung unter Berücksichtigung der Anliegen von Belegschaft und Werksleitung. Wie schon in ähnlichen Fällen können wir auf diese besonderen Vereinbarungen an dieser Stelle nicht eingehen, sondern müssen uns mit dem Hinweis begnügen, daß sie in den Werken und Gesellschaften jederzeit von den Belegschaftsmitgliedern eingesehen werden können.

§ 25 Arbeitsentgelt

Das Arbeitsentgelt wird unter Berücksichtigung der tarifvertraglichen und betrieblichen Vereinbarungen grundsätzlich nach Art der Tätigkeit und der Arbeitsleistung bemessen; bezahlt wird die tatsächlich geleistete Arbeitszeit.

Arbeitsentgelt sind die in Geld auszahlenden Gegenleistungen des Arbeitgebers für die auf Grund eines Arbeitsverhältnisses geleistete Arbeit ohne Rücksicht auf ihre Bezeichnung (z. B. Lohn, Gehalt, Leistungszulage, Prämie usw.). Bei der Bemessung des Arbeitsentgelts, die sich nach der Tätigkeit und der Arbeitsleistung richtet, werden die tariflichen und betrieblich vereinbarten Regelungen zugrunde gelegt. Die Bestimmung, daß die tatsächlich geleistete Arbeitszeit bezahlt wird, deckt sich mit dem Wortlaut der geltenden Manteltarifverträge und läßt die gesetzlich, tarifvertraglich und durch Betriebsvereinbarungen geregelten Ausnahmefälle, auf die im § 26 der Arbeitsordnung hingewiesen wird, unberührt.

§ 26 Verdienstausschlag bei Arbeitsverhinderung

Bei Arbeitsverhinderung wird Verdienstausschlag nach den Vorschriften des Gesetzes, der Manteltarifverträge und der Betriebsvereinbarungen gezahlt.

Zunächst zwei Beispiele für die gesetzliche Regelung der Erstattung des Verdienstausschlages bei Arbeitsverhinderung.

Das Gesetz zur Regelung der Lohnzahlung an Feiertagen schreibt vor, daß für die infolge eines gesetzlichen Feiertages ausfallende Arbeitszeit der Arbeitsverdienst zu zahlen ist, der ohne Arbeitsausfall erzielt worden wäre. Bleibt ein Belegschaftsmitglied am Tage vor oder nach dem gesetzlichen Feiertag von der Arbeit unentschuldigt fern, hat es keinen Anspruch auf Bezahlung dieses Feiertages.

Nach dem Arbeitsplatzschutzgesetz haben Belegschaftsmitglieder, die sich nach dem Wehrpflichtgesetz vom 25. Mai 1962 bei den Einberufungsbehörden oder den Wehrersatzbehörden persönlich melden oder vorstellen müssen, Anspruch auf Erstattung des Verdienstausschlages.

Die Tarifvertragspartner haben für weitere Fälle der Arbeitsverhinderung eine Bezahlung des Verdienstausschlages vereinbart, so z. B.

bei eigener Eheschließung;

bei Niederkunft der Ehefrau;

bei Eheschließung von Kindern und Geschwistern;

beim Tode des mit dem Arbeitnehmer in häuslicher Gemeinschaft lebenden Ehegatten;

beim Tode von Eltern, Kindern, Geschwistern und Schwiegereltern;

bei Umzug des Haushaltsvorstandes mit eigener Wohnungseinrichtung;

bei Erfüllung gesetzlich auferlegter Pflichten aus öffentlichen Ehrenämtern, sowie kein Gebührenanspruch besteht;

für Arbeitssuche nach ordentlicher Kündigung durch den Arbeitgeber, soweit die Arbeitssuche während der Arbeitszeit notwendig ist.

Diese Aufzählung aus dem Manteltarifvertrag für die Arbeiter der Eisen-, Metall- und Elektro-

industrie Nordrhein-Westfalens mag als Beispiel solcher tarifvertraglichen Regelungen dienen. Belegschaftsmitglieder unserer Werke und Gesellschaften der Weiterverarbeitung, die einem anderen Tarifbereich angehören, können sich über die für sie geltenden Tarifbestimmungen bei ihren Betriebsräten unterrichten.

Schließlich sind noch die zwischen Werksleitung und Betriebsrat vereinbarten Fälle zu erwähnen, in denen der Verdienstausschlag bei Arbeitsverhinderung bezahlt wird. Allgemein üblich ist die bezahlte Freistellung des Belegschaftsmitgliedes bei einem Dienst- oder Hochzeitsjubiläum.

Über eine voraussehbare Arbeitsverhinderung sollte das Belegschaftsmitglied den betrieblichen Vorgesetzten so frühzeitig unterrichten, daß der Betrieb sich rechtzeitig darauf einstellen und notfalls für eine Vertretung sorgen kann. In allen anderen Fällen ist der Grund der Arbeitsverhinderung so früh wie möglich zu melden.

§ 27 Abrechnungszeitraum und Zahlungsfrist

(1) Abrechnungszeitraum für Löhne und Gehälter ist der Kalendermonat.

(2) Die Termine für die Lohn- und Gehaltszahlungen werden von dem Direktorium | dem Vorstand | der Geschäftsführung im Einvernehmen mit dem Betriebsrat festgelegt.

Hier können wir uns auf den Hinweis beschränken, daß die in den einzelnen Werken und Gesellschaften vereinbarten Lohn- und Gehaltszahlungstermine durch Aushang am Schwarzen Brett oder durch Benachrichtigung des einzelnen Belegschaftsmitgliedes bekanntgegeben werden.

§ 28 Art und Ort der Auszahlung

Löhne und Gehälter werden bei den hierfür vorgesehenen Zahlstellen gegen Quittung oder bargeldlos gezahlt. Bare Auszahlungen erfolgen zum Schichtende. Arbeitsentgelt wird an Dritte nur gegen schriftliche Vollmacht ausbezahlt. Die Vorlage einer Vollmacht mit beglaubigter Unterschrift kann verlangt werden.

Wir unterscheiden bei der Auszahlung der Löhne und Gehälter zwischen Barzahlung und bargeldloser Überweisung auf ein Konto eines Kreditinstitutes. Viele Belegschaftsmitglieder haben sich bereits für die bargeldlose Lohn- oder Gehaltszahlung entschieden, nachdem ihnen die Vorteile dieser Zahlungsart bewußt geworden sind.

Bei Barzahlung ist der Arbeitnehmer grundsätzlich verpflichtet, den Lohn am festgelegten Zahltag gegen Quittung abzuholen. Ist er an diesem Tage verhindert, sein Geld persönlich in Empfang zu nehmen, kann er damit einen Dritten beauftragen. Die Auszahlung erfolgt

in solchen Fällen jedoch nur gegen Vorlage einer schriftlichen Vollmacht des Empfangsberechtigten.

§ 29 Abrechnung und Beanstandungen

(1) Über das Arbeitsentgelt und die Bezüge erhalten die Belegschaftsmitglieder eine Abrechnung in verschlossenem Umschlag.

(2) Unterschiede zwischen dem gezahlten Betrag und der Lohn- und Gehaltsabrechnung sind sofort bei der Auszahlung zu beanstanden. Einsprüche gegen die rechnerische Richtigkeit der Abrechnung sollen innerhalb einer Woche geltend gemacht werden.

Diese Vorschrift, nach der den Belegschaftsmitgliedern eine Lohn- oder Gehaltsabrechnung auszuhändigen ist, soll ermöglichen, daß die geleistete Zahlung auf ihre Richtigkeit hin überprüft werden kann. Wichtig ist bei der Barauszahlung, daß der Empfänger der Lohn- oder Gehaltstüte sofort nach Erhalt nachprüft, ob der Geldbetrag mit der Endsumme der Abrechnung übereinstimmt. Reklamationen müssen sofort an Ort und Stelle erfolgen, nachträgliche Beanstandungen können nicht angenommen werden.

Einsprüche gegen die rechnerische Richtigkeit der Abrechnung sollten dagegen innerhalb einer Woche, spätestens jedoch innerhalb von vier Wochen nach Empfang der Abrechnung erhoben werden. Ergeben sich für das Belegschaftsmitglied Schwierigkeiten in der Nachprüfung, sollte es sich an die zuständigen Stellen (Meister, Lohnbüro, Betriebsrat usw.) wenden. In diesem Zusammenhang weisen wir auf die Ausschlussfristen für das Geltendmachen von Ansprüchen aus dem Arbeitsverhältnis hin, die in den Manteltarifverträgen für Lohn- und Gehaltsempfänger festgelegt sind.

§ 30 Lohnabtretungen

Abtretungen oder Verpfändungen von Lohn- oder Gehaltsansprüchen sind ausgeschlossen.

Abtretungen und Verpfändungen von Lohn- oder Gehaltsansprüchen sind privatrechtliche Abmachungen zwischen dem Arbeitnehmer (Schuldner) und dem Kreditgeber (Gläubiger). Bei einer Verpfändung verzichtet der Arbeitnehmer auf sein Verfügungsrecht über den Lohn- oder Gehaltsanspruch, um dem Gläubiger eine Sicherheit für den eingeräumten Kredit zu geben. Eine andere Bedeutung hat die Lohnabtretung. In diesem Falle geht der Anspruch auf die Lohn- und Gehaltszahlung, den das Belegschaftsmitglied an den Arbeitgeber hat, auf den Gläubiger über. Er ist berechtigt, sich den Lohn oder das Gehalt auszahlen zu lassen, lediglich mit den Einschränkungen, die die gesetzlichen Vorschriften über den Pfändungsschutz vorsehen.

Nach § 30 unserer Arbeitsordnung sind Abtretungen und Verpfändungen von Lohn- oder Gehaltsansprüchen unwirksam. Diese Bestimmung soll den Arbeitnehmer vor Gefahren schützen, in die er geraten kann, wenn er seinen Verpflichtungen dem Gläubiger gegenüber aus unvorhergesehenen Gründen nicht mehr nachkommen kann.

Ein weiterer Grund für die Vereinbarung, die eine Abtretbarkeit der Lohn- oder Gehaltsforderung ausschließt, ist der mit einer Bearbeitung solcher Abtretungen verbundene erhebliche Mehraufwand in den Verwaltungen unserer Werke und Gesellschaften.

§ 31 Lohn- und Gehaltspfändung

Wird bargeldlose Lohn- oder Gehaltszahlung vereinbart, gilt folgendes:

a) Bei Lohn- und Gehaltspfändungen vor erfolgter Überweisung an das Kreditinstitut zahlt das Direktorium | der Vorstand | die Geschäftsleitung dem Belegschaftsmitglied den pfändungsfreien Lohn- oder Gehaltsanteil in bar aus.

b) Liegt eine Pfändung des Kontos vor, die der Höhe nach den pfändungsfreien Lohn- oder Gehaltsanteil erfassen würde, so ist das Direktorium | der Vorstand | die Geschäftsleitung bei entsprechendem Nachweis berechtigt, den pfändungsfreien Betrag an das Belegschaftsmitglied auszuzahlen.

Die Pfändung der Lohnforderung des Arbeitnehmers gegen den Arbeitgeber setzt die vollstreckbare Ausfertigung eines Urteils, die dem Schuldner zugestellt wird, und einen Pfändungs- und Überweisungsbeschluß, der dem Arbeitnehmer und dem Arbeitgeber als Drittschuldner zugestellt sein muß, voraus. Bei einem Lohnpfändungsverfahren sind nach der Zivilprozeßordnung Gläubiger, Schuldner und Drittschuldner beteiligt. Dem Arbeitgeber als Drittschuldner fällt hierbei eine besondere und nicht sehr angenehme Aufgabe zu, die ihm der Gesetzgeber auferlegt hat: er muß die Rolle des Gerichtsvollziehers übernehmen, die im Grunde seiner Fürsorgepflicht gegenüber dem Arbeitnehmer widerspricht. Viele solcher Pfändungen, die für Arbeitgeber und Arbeitnehmer mit Kosten und Ärger verbunden sind, könnten vermieden werden, wenn der Schuldner seinen Zahlungsverpflichtungen rechtzeitig nachkommt oder mit dem Gläubiger vereinbart, monatlich einen angemessenen Teil des Schuldbetrages abzuführen. Auch der Gläubiger zieht in den meisten Fällen eine gütliche Regelung aus geschäftlichem Interesse vor.

Liegt dem Arbeitgeber ein Pfändungs- und Überweisungsbeschluß vor, muß er den pfändbaren Lohn- oder Gehaltsbetrag einbehalten und an den Gläubiger überweisen. Während der pfändbare Lohnbetrag bei Forderungspfändungen nach Arbeitseinkommen und amtlicher Lohnpfändungstabelle ermittelt wird, ist dem Arbeitnehmer bei Unterhaltspfändungen nur soviel von seinem Lohn oder Gehalt zu belassen, wie er für seinen notwendigen Unterhalt braucht. Die Höhe dieses Betrages setzt das zuständige Gericht fest.

Der Pfändungsschutz entfällt, sobald das Geld als in die Verfügungsgewalt des Belegschaftsmitgliedes übergegangen anzusehen ist. Dies ist der Fall, wenn Lohn oder Gehalt bei bargeldloser Zahlung auf das Konto des Arbeitnehmers bei einem Kreditinstitut überwiesen wird und diesem der Pfändungs- und Überweisungsbeschluß vorliegt. Mit § 30 Abs. b sollen solche „Kahlpfändungen“ vermieden und den Lohn- und Gehaltskassen die Möglichkeit gegeben werden, dem Belegschaftsmitglied den unpfändbaren Betrag auszuzahlen. Voraussetzung ist allerdings, daß diese Stellen rechtzeitig über die gepfändeten Forderungen durch das Belegschaftsmitglied Kenntnis erhalten, wobei nachzuweisen ist, daß der gepfändete Betrag den unpfändbaren Teil des Arbeitseinkommens erfaßt.

Liegt dem Arbeitgeber ein Pfändungs- und Überweisungsbeschluß vor, muß er nach den gesetzlichen Bestimmungen verfahren. Dem Arbeitnehmer bleibt bei Einwendungen und Beschwerden nur noch der Weg zum zuständigen Gericht.

Vor zehn Jahren berichtete Werk und Wir



Im Augustheft 1956 gedachten wir eines Jubiläums: zum hundertstenmal jährte sich der Geburtstag des „Bessemer-Windfrisch-Verfahrens“, das erst die Massenherstellung von Stahl ermöglichte. Dr. Willy Ochel schrieb vor zehn Jahren anlässlich dieses Jubiläums in WERK UND WIR unter der Überschrift:

100 Jahre Bessemerverfahren

In diesem Jahr kehrt zum hundertsten Male der Tag wieder, an dem Henry Bessemer seine Erfindung zur Erzeugung von schmiedbarem Stahl nach dem Windfrischverfahren der Öffentlichkeit bekanntgab. Seine Erfindung gehört zu den ganz großen der Technik, weil sie für ihre Zeit und fortwirkend bis in unsere Tage neue Grundlagen schuf, und weil wir uns ihrer heute im Prinzip noch in gleicher Weise bedienen.

Aber wie so manchem anderen blieben auch Bessemer Enttäuschungen nicht erspart, das neue Verfahren war nur für den in Europa sehr kleinen Anteil des phosphorarmen Roheisens anwendbar. Eine Zusatzfindung war nötig, um die geniale Idee Bessemers auch für die Erzeugung von Stahl aus unserem phosphorreichen Roheisen nutzbar zu machen. Wenn wir uns bemühen, an dieser Stelle immer Grundsätzliches zu sagen, so muß es hier und in diesem Zusammenhang wohl die Feststellung sein, daß in aller Regel eine Erfindung die andere auslöst und nach sich zieht und oft erst eine spätere Erfindung einer früheren zu letzter praktischer Verwirklichung verhilft.

So war es auch hier: Thomas und Gilchrist gelang es viele Jahre später, das saure Bessemerverfahren auf ein kalkbasisches umzustellen und damit den Forderungen für die Stahlerzeugung in Europa gerecht zu werden. Wir erzeugen heute ungefähr die Hälfte unseres Stahls nach diesem Verfahren. Bessemer wie auch Thomas bedienten sich dabei des Sauerstoffs der Luft, so wie wir es bis in die letzten Jahre getan haben. Luft wurde Rohstoff für die Stahlerzeugung. Aber auch im Einsatz der Luft stellten sich Probleme, die neue Entwicklungen und Erfindungen notwendig machten.

Es gibt Stunden, die die Welt entscheidend voranbringen. Vor hundert Jahren schlug eine: Henry Bessemer wurde mit einer neuen Methode, Stahl zu erzeugen, zu einem der Großen, die eine neue Zeit – die moderne Welt der Technik – einleiteten. Wie eine Kettenreaktion folgten seiner Erfindung neue Verbesserungen – das Zeitalter des Stahls brach an. Heute stehen wir wieder an der Schwelle einer neuen Zeit: die Welt des Stahls verbindet sich mit der des Atoms. Wissenschaftler sind die Urheber dieser weltweiten, zuweilen beängstigenden Entwicklungen. Ob der Weg, den sie uns eröffnen, in eine gute oder böse Zukunft führt, liegt meist nicht in ihrer Hand, sondern bei denen, die letztlich über die Anwendung dieser wissenschaftlichen Erkenntnisse und Ergebnisse bestimmen. Mögen sie sich dieser Verantwortung immer bewußt sein!

SPRECH- STUNDE FÜR GESUNDE

Unser Werksarzt
Dr. Arnfried Müller
hat das Wort
zu diesen zehn
Themen:



- 1 Wer rastet, der rostet
- 2 Richte dich nach der inneren Uhr
- 3 Alle Tage einmal schwitzen
- 4 Freude und Gesundheit sind Geschwister
- 5 Manches ginge besser, wenn wir mehr gingen
- 6 Iß das Natürliche so natürlich wie möglich
- 7 Der Mensch ist keine Maschine
- 8 Herr im Hause bleiben! (Nikotin und Alkohol)
- 9 Jeder braucht Freunde und Nachbarn
- 10 Geh rechtzeitig zum Arzt

Wir können nicht mehr im paradiesischen Urzustand leben und uns von den Früchten der Bäume ernähren. Wenn wir es – freilich außerhalb des Paradieses – müßten, dann würde uns das rasch von Kräften bringen. Zur Ausbildung mancher Soldaten gehören solche Fertigkeiten. Neben Löwenzahn, Brennessel, Rotdorntrieben stehen da Eidechsen und unser lieber Igel als wertvolle Eiweißspender auf der Speisekarte. Man würde im Sommer vier und im Winter mindestens acht Stunden täglich zur Nahrungssuche brauchen und erbärmlich dürr und hungrig sein. Das wollen wir nicht und können wir nicht, und deshalb sei jeder radikalen Naturapostelei gleich eine Absage erteilt. Natürlich ist der Mensch ein Glied der Natur, das aus der Natur leben sollte. Aber eben auf menschliche Art. Feuer ist da zum Kochen, zum Braten und Sterilisieren, Salz zum Pökeln, Eis zum Einfrieren und allerlei chemische Stoffe zum Abtöten von Bakterien, von Schimmel und Schädlingen. Erst auf diese Art wird viele Nahrung genießbar und haltbar. Mindestens ein Viertel aller erzeugten Nahrung verdirbt auch heute noch durch Schädlinge und Verluste bei Lagerung und Transport. Es ist billiger, Teile dieses Viertels durch technische und chemische Verfahren zu erhalten, als zusätzliche Nahrung zu erzeugen. Hinter jedem satten Menschen stehen heute noch zwei hungrige auf der Welt. Nur mit diesem Wissen haben wir ein Recht, Gedanken zu einer naturnahen Ernährungsweise zu entwickeln. Uns allen fehlt es an der Zeit, einer möglichst naturgerechten Nahrung nachzujagen, etwa stallgedüngten Kartoffeln, ungespritztem Obst, kuhwarmer Milch und Eiern von freilaufenden Hühnern. Wir haben auch nicht das Geld, solche Dinge im Spezialangebot einzelner Händler zu erwerben. Es gilt vielmehr, aus dem, was Markt und Laden anbieten, das Rechte zu finden und so ungeschunden wie möglich auf den Tisch zu bringen.



Iß das Natürliche so natürlich wie möglich

„Iß das Natürliche so natürlich wie möglich.“ Dieser Satz stammt von Professor Werner Kollath aus dem Buch „Die Ordnung unserer Nahrung“. Zweierlei will dabei bedacht sein. Einmal sollen die Vitamine und Spurenstoffe in der Nahrung so wenig wie möglich geschädigt werden. Zum anderen sollte bei jeder Mahlzeit fleißig gekaut werden.

Vitamine sind Wirkstoffe, die der Mensch für bestimmte Lebensvorgänge unbedingt braucht, die er aber nicht selber bilden kann, und deshalb mit der Nahrung aufnehmen muß. Ein Mangel an solchen Stoffen bringt typische Krankheiten wie Blindheit, Nervenstörungen, Skorbut, Rachitis und Störungen der Blutgerinnung. Unsachliche Behandlung der Nahrung zerstört viele Vitamine rasch. Besonders nachteilig sind zu langes Lagern, Erhitzen, langes Warmhalten und chemische Einflüsse bestimmter Gefäße.

Jedes I-Männchen in den USA lernt den Satz „Eat every day green leaves!“ Frei übersetzt heißt das: „Iß alle Tage Grünzeug“. Das sollten auch wir uns merken. Dabei hat der Salatkopf aus dem Garten und die Petersilie aus dem Blumenkasten, die eine halbe Stunde nach dem Schnitt auf dem Tisch erscheinen, den höheren Vitamingehalt gegenüber den gleichen Produkten vom Markt mit mehrtägigen Lagerungsfristen. Es ist nicht jedermanns Sache, die Kohlrarten, Rüben, Spinat und Porree roh zu verzehren. Man kann aber die Kochzeit so kurz wie möglich bemessen. Und man kann – liebe Hausfrau – die zartesten Teile dieser Gemüse im Mixer zu Brei machen und unmittelbar vor dem Anrichten unter das vom Ofen genommene Gericht mischen. Das schmeckt anders und besser als gewöhnlich.

Kinder bis ins Erwachsenenalter sollten täglich eine rohe Möhre essen, das deckt den Bedarf an Vitamin A und erspart vorzeitige Kosten für das dritte Gebiß. Frischer, geriebener Meerrettich tut der Leber gut. Das Getreidekorn ist eine vollkommene Nahrung. Bei dem heute üblichen Ausmahlen landen wertvolle Teile davon im Viehfutter. Weißbrot und Stuten, Keks und Kuchen sind vitamin- und wirkstoffarme Verfeinerungsprodukte, die allenfalls auf den Sonntagstisch gehören. Wertvolle naturnahe Körnerkost sind große Haferflocken und Weizenflocken. Solche Flocken mit Milch, Honig und Nüssen sowie Obst, je nach der Jahreszeit vermischt, sind für jeden und immer ein vollwertiges Gericht. Schulkinder sollten ihren Tag damit beginnen; das hält vor, ohne zu belasten.

Der Milch ist mancherlei widerfahren, ehe sie in unsere Küchen gelangt. Vitamin- und Fettgehalt sind grob vermindert. Abkochen würde weitere Entwertung bedeuten. Trinken wir sie also roh und kühl, nicht aber eiskalt. Joghurt, Sauermilch, Quark und Käse sind wertvolle naturnahe Kost. Vor allem der Quark ist der Grundstoff für tausend bekömmliche Gerichte. An der Butter verärgert der Preis, zahlreiche Pflanzenfette sind aus ärztlicher Sicht gleichwertig und für alternde Menschen sogar vorzuziehen.



Nahrungsfette sollten so wenig und so selten wie möglich erhitzt werden. Sie verändern sich rasch und entwerten bis zur Unverdaulichkeit. Pommes frites können durch überaltertes Fett in den Siedetöpfen so unbekömmlich werden wie Heftzwecken.

Fisch ist ein hervorragendes Nahrungsmittel, solange er frisch ist. Fisch schmeckt nur an seinem Todestag, sagen die Küstenbewohner. Wenn Fisch nach Fisch riecht, ist er meist alt. Trübe, eingesunkene Augen und glitschige Haut sollten ihn ausschließen von unserem Tisch. Konserven sind und bleiben ein Notbehelf. Aus Büchsen kann man auf lange Sicht nicht leben, auch wenn es noch so bequem ist. Jeder Mensch sollte einmal am Tag tüchtig kauen. Das ist der erste und wichtigste Akt einer glatten und guten Verdauung. Gut kauen heißt gut zerkleinern und kräftig einspeicheln. Der Magen dankt die Mühe und nimmt auch Dinge an, die uns angeblich nicht bekommen. Man nehme eine kräftige und frische Möhre, von – sagen wir – 100 Gramm und verzehre sie in fünf Minuten. Wenn danach der Schädel

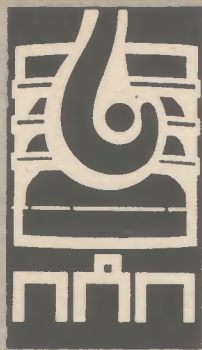
brummt und der Kiefer schmerzt, ist unsere Kaukraft unterentwickelt und untrainiert. Unsere restlichen Zähne sind dann mangels Übung, was ja Verkümmern bedeutet, ernstlich in Gefahr. Zu weiteren Kauübungen kann man rohes Sauerkraut, abgelagertes Vollkornbrot und feste Äpfel empfehlen, auch Kokosnuß gehört hierher.

Zucker und Zahnfäule sind Ursache und Wirkung. Verschenken wir also statt der nächsten Tüte Bonbons ein Pfund Obst, das ist zweierlei Wirkung bei gleichem Preis. Die größten Verdauungssünden begehen wir, wie gesagt, im Mund. Das weitere läuft dann ab, wie bei einer verknöpften Jacke: wenn der erste Knopf nicht richtig sitzt, ist alles weitere Mühen vergeblich.

Die Sorge um eine naturnahe, gesundheitsgerechte Kost gehört zur hohen Kunst des Haushalts und der Lebensverlängerung. Hier vermag der Geldbeutel wenig, Können und Umsicht aber vermögen viel. Nicht nur die Liebe, sondern auch die Gesundheit geht durch den Magen.

Merksätze nicht nur für Gesunde:

Verändere die natürliche Kost so wenig wie möglich!
Wer schlecht verdaut, hat schlecht gekaut!



Das kostbarste Gut eines Volkes sind seine Menschen, in deren Gedanken die Pläne entstehen, deren Hände die Werte schaffen und deren Herzen mutig genug sind, Gefahren auf sich zu nehmen, damit wir und unsere Kinder einer gesicherten Zukunft entgegengehen. Wir schulden ihnen Dank und jede erdenkliche Hilfe.

HEINRICH LÜBKE

40 Hoesch AG Bergbau

- 2. 8. 1966 Wilhelm Rehbein, Lehrhauer
Fritz-Heinrich
- 1. 9. 1966 Wilhelm Weber, Zimmerhauer
Fürst Leopold-Baldur
- 2. 9. 1966 Josef Klein, Obermaschinist
Emil-Emscher
- 7. 9. 1966 Josef Dommermuth, Stellwerkswärter
Emil-Emscher
- 11. 9. 1966 Walter Thomas, Hauer
Emil-Emscher
- 12. 9. 1966 Alois Brabant, Masch.-Steiger
Kraftwerk Emscher
- 24. 9. 1966 Wilhelm Knebel, Verladeaufseher
Fritz-Heinrich
- 28. 9. 1966 Heinrich Staar, Vorarbeiter
Radbod

Hoesch AG Westfalenhütte

- 1. 9. 1966 Otto Fecke, Maschinist
- 17. 9. 1966 Karl Jahn, Vorarbeiter
- 18. 9. 1966 Paul Ratajczyk, Kokillenkontrolleur
- 19. 9. 1966 Josef Kleinhans, Kalkulator
- 29. 9. 1966 Franz Muskwicz, Tafelschreiber

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 20. 9. 1966 Otto Flanz, Walzer
- 27. 9. 1966 Ernst Kochskämper, Gewindewalzer

Dörken AG

Schwinn AG

- 3. 9. 1966 Heinrich Uhl, Schmied
- 2. 9. 1966 Emma Baumgartner,
Handlungsbevollmächtigte

Hoesch Reederei und
Kohlenhandel GmbH

25 Hoesch AG Bergbau

- 1. 9. 1966 Heinz Niesel, Hauer
Emil-Emscher
- 4. 9. 1966 Gustav Gelhaus, Hauer
Radbod
- 4. 9. 1966 Theo Gernt, Angestellter
Emil-Emscher
- 8. 9. 1966 Heinz Stiller, Hauer
Fritz-Heinrich
- 11. 9. 1966 Heinrich Mülle, Maschinist
Radbod

- 19. 9. 1966 Karl Muschlewski, Hauer
Fürst Leopold-Baldur

- 20. 9. 1966 Franz Friede, Hauer
Radbod

- 28. 9. 1966 Fritz Buddemeier, Kraftfahrer
Kaiserstuhl

Hoesch AG Westfalenhütte

- 15. 9. 1966 Konrad Frontalski, Registrator
- 16. 9. 1966 Charlotte Liedtke, kaufm. Angestellte
- 20. 9. 1966 Emil Wegmann, Sachbearbeiter
- 22. 9. 1966 Dipl.-Kfm. Max Bauer, Gruppenleiter
- 22. 9. 1966 Heinz Wiggershoff, A.-Schweißer
- 28. 9. 1966 Karl Fuchs, Betriebsschlosser
- 30. 9. 1966 Werner Klaumann, Betriebschlosser

Hoesch AG Walzwerke Hohenlimburg

- 6. 9. 1966 Gustav Böttcher, Walzendreher
- 17. 9. 1966 Wilhelm Bachmann, Motorenwärter

Schmiedag AG

- 2. 9. 1966 Wilhelm Berger, Dreher
Werk Grüntal

Allerlei Ärger mit Lorita!

Schlafen Sie während der schönen Jahreszeit auch so gern bei offenem Fenster? Nach Möglichkeit sollten Sie es vermeiden. Sie ersparen sich eine Menge Ärger. Gestern zum Beispiel erwache ich mit montagsfrohen Gedanken, öffne blinzeln die Augen und erstarre sofort zu einer liegenden Salzsäule. Auf meiner Fensterbank sitzt ein kaukasischer Steinadler! Krummer Schnabel, stechender Blick... Jetzt spreizt er auch noch die Schwingen. Wenn er auf mich losfliegt, bin ich unweigerlich verloren. Zum Glück aber klappt der Bursche seine Schwingen wieder zu, und ich sehe, daß er sehr hübsche Federn hat. Blaue, grüne und rote. Ob es am Ende gar kein kaukasischer Steinadler ist? „'orgen!“ krächzt er. Es verschlägt mir die Sprache: dieser Vogel spricht! „'orgen! Aufstehn!“ Ein Papagei also! Natürlich, ein Papagei, kein Adler. Irren ist ja menschlich, besonders montags in aller Frühe. „Ganz brav sein“, sage ich, stehe vorsichtig auf, in Zeitlupe gewissermaßen, und gehe langsam zum Fenster. Es ist ein sehr hübscher Papagei. Vermutlich ein Ara, bekannt aus vielen Kreuzworträtseln.



„Na“, frage ich, „wie heißt du denn?“ Eine Weile schaut er mich mit zwinkernden Augen an, dann schreit er: „Lorita!“ „Gut, gut“, sage ich, „ich bin ja nicht schwerhörig!“ „Miststück!“ Wirklich, ein sehr intelligenter Vogel. Man muß unbedingt etwas für ihn tun. Seine Leute werden ihn sicher schon vermissen. In diesem Augenblick spreizt er wieder seine Schwingen, und ehe ich recht begreife, was geschieht, sitzt er auf meiner Schulter. Vielleicht gefällt ihm das farbenfrohe Muster meines Pyjamas. „Los, runter da!“ sage ich. „Mach‘ keinen Quatsch! Herrchen muß sich doch erst anziehen!“ Aber es ist nichts zu machen. Der Bursche sitzt wie angewachsen und wetzt seinen krummen Schnabel an meiner unrasierten Wange. Was soll ich tun? Seine scharfen Krallen dringen durch den dünnen Pyjamastoff. Ich setze mich auf die Bettkante und überlege. Nach etwa zwanzig Minuten habe ich die Lösung. Auf dem Nachttischchen steht mein Telefon. Ich rufe die Zeitung an. Anzeigen-Abteilung. Aber man sagt mir: „In der heutigen Ausgabe wird leider kein Papagei als entfloren gemeldet. Am besten geben Sie selber eine Anzeige auf, daß Ihnen ein Papagei zugefloren ist.“ „Wann wird denn diese Anzeige erscheinen?“ „Morgen früh.“ „Das ist unmöglich!“ sage ich. „Der Kerl sitzt auf meiner Pyjamajacke, und die habe ich an. Das ist ein Zustand, den ich nicht bis morgen ertrage. Können Sie keine Sonderausgabe Ihrer Zeitung herausbringen?“ „Nein, wirklich nicht. Aber vielleicht rufen Sie den zoologischen Garten an.“ „Ja, danke“, sage ich, „das ist eine gute Idee.“ Also rufe ich den Zoo an.

„Vermissen Sie einen Papagei?“ frage ich. „Er hört auf den Namen Lorita.“ „Lorita!“ krächzt Lorita dazwischen. „Tut uns leid“, sagt der Zoo, „unsere Papageien sind komplett. Wir vermissen lediglich eine Giftschlange.“

Schnell lege ich den Hörer auf und möchte am liebsten unters Bett kriechen, um zu sehen, ob mir nicht auch noch eine Boa constrictor zugeflogen ist. „Süßer!“ krächzt Lorita und wetzt weiterhin ihren krummen Schnabel an meinem unrasierten Kinn.

Eine peinliche, nicht ungefährliche Situation. Außerdem habe ich einen Beruf und müßte längst im Büro sein. Wieder greife ich zum Telefon. Ein teurer Morgen. Mein Chef ist selber am Apparat.

„Wo bleiben Sie denn?“ fährt er mich an. „Sind Sie krank?“ „Ich bin noch im Pyjama“, sage ich, „ich habe einen Vogel...“ „Miststück!“ krächzt der Papagei.

„Entschuldigung“, sage ich, „das war nicht ich, das war Lorita.“ „Auch das noch!“ brüllt der Chef. „Schicken Sie sofort dieses Frauenzimmer nach Hause und kommen Sie zur Arbeit! Wenn das Personal nicht so knapp wäre, würde ich Sie jetzt auf der Stelle entlassen!“ Peng – aufgelegt!

Wirklich, ich habe noch keinen Montagmorgen erlebt wie diesen. Vielleicht sollte ich es doch mit etwas Mut versuchen. Wahrscheinlich wird dieses Biest mich zerfleischen, aber ich muß es riskieren. Vorsichtig hebe ich beide Hände... Wohin soll ich greifen? Ich mache so etwas das erste Mal. Ich verstehe ein bißchen was von Judo, aber dummerweise entspricht der Körperbau eines Vogels nicht dem eines Menschen. Ich entschieße mich, die Hände um seinen Hals zu legen, um ihn dann...

... dann renne ich auch schon ins Badezimmer, um mir den linken Daumen zu verbinden.

Lorita sitzt immer noch auf meiner Schulter und schaut zu. Etwas traurig, wie es scheint. Vielleicht tut es ihr doch ein wenig leid, daß sie mich gebissen hat. Möglicherweise gewöhnen wir uns noch aneinander. Sie läßt es sogar zu, daß ich mich rasieren und mir eine andere Hose anziehe. Die Pyjamajacke aber lasse ich vorsichtshalber an.

Dann habe ich die Idee des Tages!

Ich gehe ins Schlafzimmer zurück und stelle mich – mit Lorita auf der Schulter – vor das offene Fenster. Hier werde ich so lange stehenbleiben, bis der Vogel endlich Vernunft annimmt und wegfiegt...

Nach etwa zwei Stunden klingelt es an der Wohnungstür. Ich laufe hin, um zu öffnen.

Draußen steht ein ältliches Fräulein und sagt strahlend: „Ich wohne schräg gegenüber und sah Sie eben mit meiner Lorita am Fenster stehen. Sie ist mir heute früh weggefliegen, und nun wollte ich sie zurückholen.“ „Bitte sehr, gern“, sage ich erleichtert. „Nehmen Sie sie!“ „Wo ist sie denn?“ „Wieso? Wo sollte sie sein? Auf meiner Schulter natürlich.“ „Nein --“

In der Tat: Lorita ist fort! Ich laufe zurück in die Wohnung, das Fräulein von schräg gegenüber hinter mir her. „Lorita!“ ruft sie. „Lorita!“ Sie hat die gleiche Stimme wie Lorita, finde ich. Aber Lorita ist nicht mehr da.

„Hier habe ich mit ihr gestanden“, sage ich, „hier am Fenster. Wahrscheinlich ist sie weggefliegen, als Sie bei mir klingelten. Vielleicht hat sie sich erschrocken.“ In diesem Augenblick klingelt mein Telefon.

Ich nehme den Hörer ab und melde mich.

Es ist mein Chef.

„Entschuldigen Sie bitte“, sagt er, „daß ich vorhin so grob zu Ihnen war. Das mit der Kündigung war natürlich nur ein kleines Scherzchen. Falls Ihr Fräulein Braut schon gegangen sein sollte, so wäre ich Ihnen allerdings sehr dankbar, wenn Sie...“

„Falls wer schon gegangen ist?“ frage ich.

„Na, die kleine Lorita.“

„Ach so. Ja, die ist weg.“

Da ruft die Papageienbesitzerin mit freudig erregter Stimme: „Schauen Sie doch nur – dort drüben sitzt sie! Sie sitzt auf meiner Fensterbank! Ist das nicht herrlich? Sie ist zurückgekehrt!“

„Sie ist ja immer noch da!“ höre ich meinen Chef sagen.

„Wer ist noch da?“

„Ihre Lorita.“

„Nein, das ist nicht die Lorita; das ist das Fräulein von schräg gegenüber.“

„Aha!“ sagt mein Chef. „Aha! Wissen Sie, was Sie sind?“

„Ja“, sage ich, „entlassen!“

„Nein. Ein Casanova!“

Willi Wegner

Jeder Tag ist ein kleines Leben

Jeder Tag ist ein kleines Leben, jedes Erwachen und Aufstehen eine kleine Geburt, jeder frische Morgen eine kleine Jugend und jedes Zubettgehen und Einschlafen ein kleiner Tod. Überhaupt aber hat der Gesundheitszustand, Schlaf, Nahrung, Wetter, Umgebung und noch viel anderes Äußerliches auf unsere Stimmung und diese auf unsere Gedanken einen mächtigen Einfluß. Daher ist wie unsere Ansicht einer Angelegenheit so auch unsere Fähigkeit zu einer Leistung so sehr der Zeit und selbst dem Orte unterworfen. Darum also „nehmt die gute Stimmung wahr / Denn sie kommt so selten.“

Schopenhauer



Fotowettbewerb

Unser August-Thema: „Unser Verein“

- 1 G. Schnitzer
Hoesch AG Bergbau
- 2 Günther Pesch
Hoesch AG Bergbau
- 3 Suresh Tai
Hoesch AG Westfalenhütte
- 4 Eduard Podemski
Hoesch AG Westfalenhütte

Für den WERK UND WIR-
Fotowettbewerb bitten wir
unsere Leser,
bis zum 3. September
Aufnahmen zu dem Thema
„Mein schönstes Ferienbild“
und bis zum 3. Oktober
zu dem Thema „Kakteen“
einzusenden.